



Das Tartlauer Wort

HEIMATBOTE DER 9. TARTLAUER NACHBARSCHAFT

6. Jahrgang

Crailsheim, Weihnachten 1987

Nr. 11

Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine,
versammele sie die liebende Gemeinde

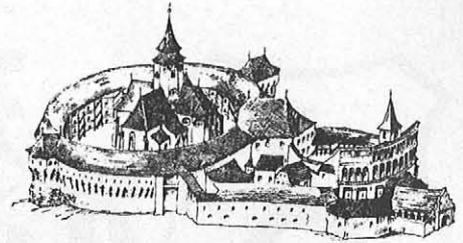
(Ein Denkmal herzerhebender Opferwilligkeit der Gemeinde)



Kirche und Kirchenburg in TARTLAN (Tartlau) – Siebenbürgen – um 1860

Mit dieser Inschrift der kleinen Glocke verabschiedet sich der Vorstand für dieses Jahr und wünscht allen Nachbarinnen, Nachbarn und Lesern des „Das Tartlauer Wort“ Gottes Segen zur Weihnacht und zum neuen Jahr!

„Tuerteln meng, äm Burzelond“



Aus den ersten zwei Jahrhunderten urkundlich überlieferter Geschichte von Tartlau

Die erste bekannte urkundliche Nennung Tartlaus stammt aus dem Jahre 1240, als dem Zisterzienserorden die Kirchen von Marienburg (*castrum sanctae Mariae*), Petersberg (*mons sancti Petri*), Honigberg (*mons Mellis*) und Tartlau (*Tartilleri*) verliehen wurden. Die nächstgelegene Zisterzienserabtei befand sich in Kerz am Alt, die zu Beginn des 13. Jahrhunderts gegründet worden war.

Die obigen vier Ortschaften liegen an der alten Straße, die von Marienburg ausgehend durch den Buzău-Paß in die Walachei führte. Marienburg war nach der Verleihung des Burzenlandes an den Deutschen Ritterorden (1211) Vorort dieses Gebietes, und die drei Gemeinden Petersberg, Honigberg und Tartlau bildeten im Kolonisationsplan des Ordens eine Hundertschaft und einen Gerichtsstuhl. Zum Schutz dieser Hundertschaft wurde am siebenbürgischen Ausgang des Buzău-Passes wahrscheinlich im Jahre 1214 die Kreuzburg in der Nähe des heutigen Ortes Teliu errichtet. Ihren Namen erhielt die Kreuzburg nach der Tartlauer Kreuzkirche. Laut einer Urkunde von 1213 waren damals im Burzenland noch keine Kirchen errichtet worden. So müßte die Gründung der Tartlauer Kirchengemeinde zu Ende des Jahres 1213 oder Anfang 1214 angesetzt werden.

Ihren Namen erhielt die Gemeinde vom nahen Grenzfluß des dem Ritterorden verliehenen Gebietes, der in der Urkunde von 1211 „Tortillou“ und „Tertillou“ genannt wird und damals direkt in den Alt mündete. In der Urkunde über die Erneuerung der Schenkung – aus dem Jahre 1222 – heißt dieser Fluß „Tartelowe“, in einer Urkunde vom Jahre 1366 „Tortlont“, und heute wird er Tatrang (rum. Tărlung) genannt. Auf Tartlauer Hattert mündet er in den Schwarzbach.

Außer der Urkunde von 1240 sind aus dem 13. Jahrhundert keine zeitgenössischen Nachrichten über Tartlau bekannt. Die *Tartlauer Chronik* (1755) von Thomas Tartler verzeichnet eine Plünderung Tartlaus durch die Tataren im Jahre 1278, die uns aus anderen Quellen nicht bekannt ist. Gewiß hat Tartlau beim großen Tatareneinfall vom Frühjahr 1241 zu leiden gehabt, als die Tataren unter der Führung von Bochetor am 31. März durch den Oituz-Paß in Siebenbürgen eindrangen und im Burzenland das Heer des siebenbürgischen Wojewoden vollständig vernichteten. Über die

Geschehnisse gelegentlich der Tatareneinfälle von 1285, 1335 oder 1336 und um 1345 sind ebenfalls keine Einzelheiten bekannt.

Im 14. Jahrhundert melden die erhalten gebliebenen Urkunden zuerst einmal nichts über die Gemeinde selber, sondern nur über das Geschlecht der Tartlauer Erbgräfen, das sich fast bis in die Einwanderungszeit zurückverfolgen läßt. Teel, Sohn des Ebl de Brasu, wird schon 1271 genannt und war mit den Kellinger Erbgräfen verwandt. Nach ihm erhielt seine Besitzung Nyén, die bei der Kreuzburg am Ausgang des Buzău-Passes liegt, den Namen „Teliu“. Sein Sohn war Detricus, der sich 1301 diesen Besitz bestätigen ließ. Damals erscheint auch erstmals die Ortsnamenform „Prasmar“, die slawischen Ursprungs ist und eine Umfriedung (rum. „împrejmuire“) bedeutet. Dieser Name deutet wohl auf die ursprüngliche Befestigung der Gemeinde durch einen Wall mit Hecke hin. Diese war angesichts der Lage Tartlaus als Vorposten des Burzenlandes schon seit den frühesten Zeiten notwendig. Der Sohn des Detricus hieß Petrus, und dessen Sohn wiederum Teel oder Tyl. Dieser Teel wird in mehreren Urkunden aus den Jahren 1360–1368 erwähnt; er führte Prozesse, erhielt die Besitzung „Mykfolua“ oder „Leefalua“ und wirkte als königlicher Vertrauensmann bei Besitzeinführungen.

Teels Sohn Nikolaus wird in Urkunden von 1395 bis 1407 genannt und war wiederholt Vertrauensmann des Königs und des Wojewoden bei Amtshandlungen.

Die Gemeinde selber – „Tortalen“ – erscheint im Jahre 1377 als „von alters her“ zum Kronstädter Distrikt gehörig.

Als zu Beginn der Regierungszeit des ungarischen Königs und späteren römisch-deutschen Kaisers Sigismund von Luxemburg (1387–1437) eine Burzenländer Abordnung um die Bestätigung des der Burzenländer Provinz im Jahre 1353 durch Ludwig I. verliehenen Privilegiums ansuchte, waren neben Vertretern von „Brasso“ auch „Nicolaus de Zerden“ (Zeiden) und „Andreas de Torthlew“ (Tartlau) dabei.

Zwei Jahre vorher schon – 1385 – wird als erster an der Universität Wien eingetragener Burzenländer „Conradus Conradi plebanus de Tartla“ angeführt.

Aus den Urkunden des 13. und 14. Jahrhunderts ist ersichtlich, daß für die Gemeinde stets die dem heutigen „Tartlau“ vorangegangenen Namensformen verwendet wurden. Bloß in den Urkunden betreffend die Erbgräfen erscheint jedesmal die Form „Prasmar“.

Auch zu Beginn des 15. Jahrhunderts wird der Ortsname so gebraucht. Als im Jahre 1415 der Stuhl Sepsi ein Gebiet an Brennendorf verkaufte, wurde als Zeuge auch der Hann von „Tartlaw“ gebeten. Zu Ende des Jahres 1420 beschloß die Burzenländer Distriktsversammlung, das Dach der über der Kürschnerlaube auf dem Kronstädter Marktplatz zu erbauenden Gerichtsstube (des Kerns des späteren Rathauses) instand zu halten. Damals waren außer dem Kronstädter Stadtrat auch die Vertreter von „Mergemburg“, „Cidino“, „Rosenaw“ sowie „Nicolaus Heicz de Tortelaw“ anwesend.

Als die Türken im Sommer 1421 durch den Törzburger Paß ins Burzenland einfielen, gelangten sie anscheinend nicht bis Tartlau, sondern verheerten außer Kronstadt die Gemeinden Honigberg,

Unser Titelbild: Der Darmstädter Maler Ludwig ROHBOCK bereiste in den 1860er Jahren die Donauländer und gab 1864 in mehreren Mappen über 1000 Ansichten von Ortschaften heraus.

Den Beitrag „Aus den ersten zwei Jahrhunderten urkundlich überlieferter Geschichte von Tartlau“ entnehmen wir: „Aus Urkunden und Chroniken“ von Gernot Nussbächer, zweiter Band, erschienen im Kriterion Verlag, Bukarest. Aus den ersten Jahrhunderten unserer siebenbürgischen Geschichte, so auch der Tartlaus, ist nicht viel bekannt. So möge dieser interessante Beitrag unseren Tartlauern etwas Einblick gewähren. Zwischen den einzelnen Zeitpunkten hat sich sicherlich noch sehr vieles ereignet, an Freud und Leid, an Glück und Not und vielen Entbehrungen.
Joh. Bruss, Herrenberg

Petersberg, Brenndorf, Heldsdorf, Weidenbach und Wolkendorf so, daß diesen Orten der Martinszins zuerst für das laufende Jahr erlassen werden mußte, dann noch (Petersberg ausgenommen) für weitere zehn Jahre.

Ärger waren die Verwüstungen beim Türkeneinfall von 1342, nach welchem sämtlichen Burzenländer Gemeinden – also auch Tartlau – alle Steuern und Abgaben für 6 Jahre erlassen werden mußten. Über die Folgen des Türkeneinfalls von 1438 sind wir nicht unterrichtet.

Im Juni 1424 weilten in Ofen am Hofe König Sigismunds von Luxemburg die Vertreter mehrerer sächsischer Gebietskörperschaften – von Hermannstadt, Mediasch, Marktschelken und Rothberg sowie aus dem Burzenland. Die Vertreter des letzteren waren Valentin, der Stadtrichter von Kronstadt, und Martin, der

Richter von Tartlau (*Prasmark*). Die Burzenländer Abordnung erwarb einen Schutzbrief gegen die Übergriffe der Beamten des Szeklerkomes.

Als letzte Angaben zur Geschichte Tartlaus in den ersten beiden Jahrhunderten nach der ältesten urkundlichen Erwähnung des Ortes führen wir an, daß ab 1429 „Nicolaus Thoscha de Tartula“ als öffentlicher Notar bezeugt ist, und daß 1437 sein Blutsverwandter Simon, Sohn des Petrus, genannt Krich aus Tartlau, oberster Schneidermeister am königlichen Hofe wurde.

Wenn auch die erhaltenen Urkunden nicht alle Zeitabschnitte und sämtliche Aspekte der Ortsgeschichte Tartlaus gleichmäßig beleuchten, so erlauben sie dennoch interessante Einblicke in die frühe Entwicklung dieser Burzenländer Großgemeinde.

Gernot Nussbächer (Kronstadt)

Begebenheiten – Erinnerungen – Geschichten – Begebenheiten – Erinnerungen

Erinnerungen an Tartlau

von Otto Depner

Denke ich an Tartlau –

dann ist das meine angeborene Heimat.

Schreibe ich über Tartlau –

dann fühle ich mich damit verbunden.

Begegne ich heute einem Tartlauer –

dann muß ich zugeben, kein waschechter Tartlauer zu sein;

*dann hadert mein Innerstes mit dieser einmalig,
nur in Tartlau gesprochenen, harten Mundart . . .*

VIII

Mitten in diesem Tun gab es einen empfindlichen Dämpfer. Die Mühle gegenüber unserem Hause wurde stillgelegt; die Leute zogen aus dem unterkühlten Gemäuer aus – und damit auch Freund „Latzi“ –, der Wasserzufluß wurde etwas abgeleitet, das Plätschern der Wasserräder verstummte. Im folgenden, ungewöhnlich kalten Winter froh der Bach bis auf den Grund zu. Das gab zwar manche schöne lange „Glitsch“, jedoch im Frühjahr bei der Eisschmelze trieben etliche Fischkadaver den Bach hinunter. Dabei überkam mich ein Frösteln – Vorzeichen einer Lungenerkrankung mit nachfolgender Herzgeschichte –, im besten Wachstumsalter war das eine schlimme Erkrankung. Viele Besuche bei Fachärzten in „Kronen“ waren erforderlich. Die Verordnungen lauteten: viel Ruhe und Liegekuren. Öfter als sonst lag ich nun auf der Chaiselongue; direkt darunter floß der Bach unter dem Hause hindurch; sein Rauschen war bei großer Stille zu hören. Im Hof des Anwesens, auf einer Rasenfläche nahe des gleichen Baches, standen zwei hohe Pappeln; dazwischen, in einem Liegestuhl, sollte ich nun für mehrere Stunden am Tag also liegen müssen. Das war gar nicht so einfach; vor allem brachte solche Untätigkeit mein Selbstvertrauen im Kräfteverhältnis ganz durcheinander. Zu keiner Kraftprobe angeregt, schwand mein Ansehen unter den stämmigen Bauernbuben.

In den ruhigen Stunden beim Rauschen des Wassers kamen allerlei Träume auf, und beim Vogelgezwitscher in den Pappeln kletterte meine Phantasie darin immer höher empor – ein winziger, nimmermüder Zilp-Zalp munterte mich unentwegt dazu auf. Bald ging es mir wieder besser. Das Interesse für die Vogelwelt war erwacht, neben einer latent vorhandenen Sammlerleidenschaft. Das Paradies vor unserer Haustür wurde mir immer bewußter; Hof und Garten, dahinter die Krautfelder (Kampestguerten) und die schier unendliche Hutweide boten eine traumhafte Artenvielfalt. Im hinteren Garten war der Mühlbach besäumt von Kopfweiden, Schilf und Gestrüpp. Ein weiterer Bach entsprang in einem Teich und floß quer zum Grundstück in einem Graben ab, die Böschung bewachsen von undurchdringlichem Dickicht sowie hohen Eichen, vorbei an einer aufgelassenen Tongrube mit Steilhang, Sumpf und Schilfgürtel. Hinter einer löcherigen Hecke dann die Hutweide, teils trocken, teils feucht bis

sumpfig mit zahllosen Wasserlöchern (Burren); bewachsen ganz vereinzelt mit brüchigen Wettereichen. Nunmehr war dieses Vogelparadies einer intakten Umwelt erkannt – unsere Streifzüge nannten wir künftig „Forschen“. Später durchstreiften wir auch die weitere Umgebung bis zur Tartel-Aue und zum Fabrikwald. Einige der vorkommenden Vogelarten, welche für uns persönlich mit einem besonderen Erlebnis behaftet sind, seien hier auch genannt: Wiedehopf (Huppup), Spechte (Boompacker), Eichelhäher (Mátjásch), Turmfalke (Wichtel), Rotrückenvürger, Eisvogel, Storch, Fischreiher, Kiebitz, Uhu, Steinkauz, Bekassine u. a. m. Vom Pirol lernten wir die Flötentöne pfeifen – es wurde künftig unser Pfeifsignal.

Kleinere Bäche übersprangen wir mittels einem langen Stecken im Stabweitsprung. Weit draußen in den Krautgärten wateten die Rumäninnen einfach durch das Wasser, indem sie die Röcke hochhoben – wir hielten uns in der Nähe der Furt auf, um sie dabei zu beobachten. Einen Auflauf von besonderer Art lieferte jedesmal im Ort eine schwachsinnige, aber gut gewachsene Zigeunerin mit Namen „Eva“. Von frechen Burschen geneckt, sie sei ja doch ein Bub, hob sie, um das Gegenteil zu beweisen, krei-schend ihren schmierigen Rock in die Höhe. Als Antwort kamen aus dieser Richtung die unflätigsten Schimpfworte in rumänischer Sprache zurück. Wir Jugendfreunde hielten es viel lieber mit den Indianern und Buschmännern. Aus Truthahnfedern fertigten wir uns den Kopfschmuck, schnitzten Speere, Pfeile und Bogen. Zur vollständigen Verkleidung fehlte uns nur noch die dazugehörige Sprache. Mit einer Fadenrolle im Mund, durch die Bohrung hindurchgesprochen, war auch diese Lücke ausgefüllt. Unsere wilden Mustangs waren die braven Ackergäule auf der Hutweide, Büffel gab es ja sowieso. An sonstigem Einfallsreichtum und Vorstellungsvermögen fehlte es nie. Die bauchigen Wasserräder der stillstehenden Mühle waren unser U-Boot; nur das Gebäude der feindlichen Mühle mieden wir tunlichst – es wimmelte dort von Ratten. Der Bach erweiterte sich hier zu einem Gänseweiher. Mit der bloßen Hand fingen wir an den Steinen die glitschigen Mühlköpfe (Kulák); in dem kalten Wasser mußte das sehr schnell vor sich gehen, da alsbald Füße und Hände erstarrten.

Man mußte sich über Wasser halten können – folglich mußte ein richtiges Boot her. Weil aber auch das allernötigste Geld dazu fehlte, gedachten wir solches durch ein Puppentheater selber zu verdienen. Als Schattenspiel mittels Kerze und beweglichen Papierpuppen war bald ein aufführungsreifes Programm zusammengestellt. Zusätzlich ward aller nur greifbarer Tand gesammelt, um gleichzeitig das erste Tartlauer Museum zu eröffnen; die Käfer- und Schmetterlingssammlungen erhielten gestrichene Kästen mit Glasfenster, eine angefangene Eiersammlung kam hinzu. Mit einem Kinderpost-Setzkasten wurden die Einladungen gedruckt. Zum Eröffnungstag bot der Stall, in sauber gefegtem Zustand, reihenweise Holzklötze als Sitzmöglichkeiten an. Die Besucher mußten eigens abgeholt werden, damit z. B. nur ja nicht das Töchterchen des Herrn Doktors mit Freundinnen ausbleiben konnten. Die Vorstellung fand tatsächlich statt – nur die Kasse klingelte etwas zu mager. Das vorgesehene Boot schrumpfte auf ein Holzgerippe aus Falzleisten vom Gust-Onkel zusammen, mit einer Außenhaut aus Dachpappe. Alle Fugen und Nagelstellen mußten mit Pech verschmiert werden, und dieses untaugliche

Material hielt zeitweise sogar dicht. Leider blieb die Konstruktion fahruntüchtig – das Ruder mußte praktisch als Balancierstange verwendet werden; demzufolge war ein zusätzlicher Ausleger erforderlich, was aber die Wendigkeit des Kahnens nur weiter einschränkte und nur Fahrten mit der Strömung gestattete.

Ging ein solchermaßen erfüllter Tag zu Ende, so setzte die Abendglocke (Auwend-March) unserem Treiben doch eine deutliche Zäsur. Das bekannte und auch mitgesprochene Bittgebet beim ersten Glockenton: „Jesus Christus half as Harr“ hatte bei aller Scheu vor Religiosität ganz gewiß doch eines bewirkt: Man hielt inne und machte sich allmählich auf den Heimweg. Ebenso aufhorchend hielt man inne, wenn die große Glocke ein Begräbnis einläutete. Der einzelne Glockenschlag deutete die Stationen des abgelaufenen Lebens an: geboren, gelebt, gelitten, gestorben – unwillkürlich murmelten wir diese Worte mitten im Spiel vor uns her – in Erwartung der bald darauf folgenden Trauermärsche, unter deren Klängen sich der Trauerzug, von der Blasmusik angeführt, über das „Steinrech“ die Göllnergasse bedächtigen Schrittes in Richtung Friedhof bewegte. Nur die aufgeputzten Rappen im Vierergespann des Leichenwagens tänzelten gelegentlich aus dem Takt. Männer und Frauen in feierlicher Kirchentracht erwiesen dem Dahingeschiedenen letzte Ehre in angemessener

Würde. Das konnten wir aus respektvoller Ferne beobachten; den Friedhof mieden wir selbstverständlich. Pflichtgemäß betreten wir ihn nur zum Heldengedenktage, wenn alle Schulklassen dort Aufstellung nahmen. Anlaß war das uralte Feindbild von den einfallenden Horden der Türken und Tataren – was uns sehr ausdrucksvoll eingepreßt wurde, aus der bitteren Erfahrung der Geschichte: „... Früh faßt den staunenden Knaben Schauder der Ewigkeit“.

Etwas unheimlich bewegte die Gemüter auch der direkte Kontakt mit der Natur. Anfang der dreißiger Jahre tauchte in Tartlau eine mysteriöse Tierart auf, für die es noch keinen Namen gab und deren Vorhandensein überhaupt sehr bezweifelt wurde. Das katzen-große, lichtscheue Tier war kaum auszumachen; es hatte sich in alten Scheunen und Schuppen eingenistet, weshalb uns diese Verstecke nun unheimlich wurden. Man munkelte von sagenhaften „Dackelbären“ und meinte gefräßige kleine Raubtiere. Es kann nur der aus Asien stammende Marderhund gewesen sein. (Ende der siebziger Jahre registrierte man sein Vorkommen auch in der Bundesrepublik Deutschland.) Dieses und eine oftmalige Warnung vor streunenden tollwütigen Hunden forderte Scheu und Achtung vor fremden Tieren, ebenso wie vor Seuchen. Die Natur erzog also zum nötigen Respekt. *Fortsetzung folgt*

Liebe Nachbarinnen und Nachbarn! Liebe Tartlauer aus nah und fern!

Das Jahr 1987 geht seinem Ende zu und das Christfest steht kurz bevor. Viele von unseren Brüdern und Schwestern leben noch immer in Unfreiheit, aber in der Hoffnung, daß der Weihnachtsstern für sie alle eine Aufhellung des glücklichen Tages sein werde. In der Weihnachtszeit gehen unsere Gedanken vor allem zu diesen leidgeprüften, kranken, gebrechlichen, alten und allein-stehenden Landsleute in Tartlau. Am Heiligen Abend werden sich viele von uns hier und drüben nicht gemeinsam und geschlossen um den Weihnachtsbaum versammeln können, weil uns unser Kontinent durch zwei unterschiedliche Gesellschaftsordnungen trennt. Bei uns hier, in der Wohlstandsgesellschaft, wird kaum eine Wunscherfüllung unter dem leuchtenden Weihnachtsbaum fehlen. Ob das in Tartlau der Fall sein wird, können wir alle beantworten. Um wenigstens die Weihnachtsfreude der Kinder einigermaßen nach altem Brauch und Sitte erhalten zu können, hat der Vorstand auch in diesem Jahr alles in die Wege geleitet, um aus den Spendenbeträgen die nötigen, dort fehlenden Zutaten zu ersetzen und zu ergänzen. Die Weihnachtstüten werden auch in diesem Jahr für jedes Schulkind gefüllt sein. Auch an dieser Stelle möchte ich allen danken, die in die Nachbarschaftskasse liebevoll und für einen guten Zweck gespendet haben.

Mancher von uns wird in diesen Tagen intensiver als sonst der alten Heimat, unseres geliebten Tartlau gedenken. Wie war doch das Weihnachtsfest dort so schön! War es doch ein Stück der Heimat selbst, und nirgendwo anders konnte daher Weihnachten wieder so werden wie es dort, daheim einst war!

Laßt uns in den kommenden Tagen, gemeinsam mit unseren Gedanken, den Faden fester knüpfen: von hier, aus der freien Welt in die alte Heimat, zu unseren dort noch verbliebenen Brüdern und Schwestern, um ein wenig Licht in den dunklen Alltag zu bringen! Mögen unsere Gedanken am Heiligabend in der vollbesetzten Kirche sein, wo die ganze Gemeinde die uns bekannten Weihnachtslieder singt, die Kinder ihr Bestes zum Gelingen der Feier beizutragen versuchen. Unsere Gedanken gehen weiter am eigenen, verlassenem Heim vorbei, treffen sich mit dem guten Nachbarn, gehen an der Schule vorbei und so manchem vertrauten Plätzchen, durch die Gassen der Gemeinde, um sich zuletzt dort wieder zu finden, wo viele von uns einen lieben Menschen zur letzten Ruhe gebettet haben – auf dem Friedhof – daheim in Tartlau! Verbeugen wir uns und halten inne in Gedanken an den Gräbern in Tartlau, stellvertretend für alle, die irgendwo auf dieser großen Welt ihre letzte Ruhe gefunden haben. Laßt uns alle mit unseren Gedanken eine feste Brücke schlagen – denn unsere Landsleute in der alten Heimat brauchen unsere moralische und materielle Hilfe, dringender als je zuvor!

Wir fühlen und erfüllen diese Verpflichtung den Menschen gegenüber, die unsere Hilfe brauchen, die in Not und Verzweiflung leben müssen – und die unsere Brüder und Schwestern sind!

Ich wünsche allen Tartlauern, wo sie auch immer verstreut auf dieser ganzen Erde Weihnachten feiern werden, ein gesegnetes und fröhliches Weihnachtsfest, und ich wünsche allen alles erdenklich Gute für das neue Jahr 1988!

Euer Nachbarvater (Michael Trein)

„Steekool“ – ein Tartlauer Wort?

Welcher Tartlauer kennt sie denn nicht – die alte „Steekool“? Von Kronstadt kommend liegt sie, kurz vor dem Ortseingang rechts neben der Straße – eine aufgelassene, zweimannshohe alte Kiesgrube. Von Tartlau aus gesehen fand sie nur im Winter und auch nur von der Jugend eine bestimmte Beachtung, weil es die einzige Möglichkeit war, wenigstens einige Meter Steilhang für eine rasante Schlittenfahrt vorzufinden. Freilich gab es auch noch den Hang am Mühlenwehr bei der „Niedersten Mühle“. Diese „Glitsch“ lag aber noch weiter außerhalb, und man sah es gar nicht gern, wenn wir uns so weit vom Ort fortbewegten. Die Grube hieß im Volksmund „Steekool“, abgeleitet von „Steinkuhle“ aus der Hochsprache. Damit gab ich mich auch zufrieden – bis ich vor etlichen Jahren in Königswinter am Rhein im Heimatmuseum vor einem steinernen „Ofenkaul“ stand und man mir dort erklärte, daß der Stein dazu eigens aus einem sogenannten „Steinkaul“ gewonnen würde. Dabei fiel mir prompt die gute alte „Steekool“ ein.

Ein Steinkaul ist demnach die im Siebengebirge übliche Bezeichnung für einen unterirdischen Steinbruch, halb Grube, halb Bergwerk. Jedenfalls holte man den begehrten Stein – ein Säulenbasalt ehemaliger Vulkane – möglichst also von „unter der Erde“ herauf, um ein unverwittertes festes Gestein für die Ofenhitze zu haben. Ansonsten wird Basalt aus einem Steinbruch über Tage gern auch als Schotter für den Straßenbau verwendet. Den Schotter aus der „Steekool“ brauchte man sicher auch zum Straßenbau, so daß mit diesem Wort vergleichsweise eine Erinnerung an die Urheimat erhalten geblieben ist.

Übrigens: Kaul gab es in Tartlau sogar als Familienname.

Otto Depner

*„Die Krähen schreien
Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
– Bald wird es schneien,
Weh dem, der keine Heimat hat“!*

F. Nietzsche

50jähriges Konfirmationsjubiläum in Tartlau!

Traditionsgemäß fanden auch in diesem Jahr die Konfirmationsfeiern in den evangelischen Kirchen in Siebenbürgen am Palmsonntag statt, es war der 12. 4. 87.

Zum ersten Mal hat dabei eine kleine Gruppe in Tartlau ihr goldenes Konfirmationsjubiläum mitgefeiert.

Pfarrer Orendi, der zugleich auch Dechant im weiträumigen Kirchspiel ist, hatte dem kurzfristig gefaßten Vorschlag für diese Feier wohlwollend zugestimmt. Die noch in Tartlau bzw. in Kronstadt lebenden 8 Konfirmandinnen von einst waren einmütig in ihrem diesbezüglichen Entschluß.

In der Kürze der Zeit – die Einladungen waren Mitte Februar d. J. ergangen – war von den in Deutschland lebenden 14 Ehemaligen niemand, außer mir, zur Reise und zur Teilnahme an dem Treffen in der Lage, und dies aus mancherlei Gründen. Bei unserer Einsegnung 1937 waren wir sechsunddreißig an der Zahl.

Die gottesdienstliche Feier begann wie eh und je im Pfarrhof. Die jungen Konfirmanden – 7 Jungen und 10 Mädchen – alle in Kirchentracht, hatten Aufstellung auf der Galerie des Pfarrhauses genommen, ihnen gegenüber der Pfarrer und der Kirchenvorstand. Die Jubilarinnen, auch alle in Tracht, standen am Aufgang zur Treppe und drumherum Eltern, Paten und Verwandte.

Die Begrüßung durch den Kurator, Dank und Bittstellung der Konfirmanden, Worte des Pfarrers bildeten den Auftakt zum geordneten Kirchgang bei vollem Geläut der schönen Tartlauer Glocken. Der Kirchenchor umrahmte den Festgottesdienst, und in die sakrale Handlung waren auch die Jubilarinnen – auch die nicht Anwesenden gedanklich – einbezogen.

Nach der Einsegnung der jungen Konfirmanden erhielten wir vor dem Altar den neuerlichen Segen. Es schien, als hätte dieser späte Segen die jungen Konfirmanden beeindruckt.

Die Zäsur zwischen Gottesdienst und Abendmahlsfeier gilt auch heute noch der Versöhnung, bevor man zum „Tisch des Herrn“ geht.

Der Vorsitzende des Gustav-Adolf-Werkes war aus Deutschland gekommen und half auch bei der Austeilung des Abendmahls.

Innerlich gestärkt konnten wir uns am Dienstag, den 14. 4. 87 beim Ehepaar Schmidt-Kleri, geb. Tentesch, zusammenfinden. Die „Gute Stube“ war wunderbar warm, was erwähnenswert ist, denn von Samstag auf Palmsonntag hatte es geschneit, und die Kälte hielt sich ebenso wie der Schnee bis zum Fuß der Berge. Es waren anwesend:

Bruß, Rosi, geb. Batschi, mit Ehemann

Burtz, Anni, geb. Miess, verwitwet

Cepehu, Martha, geb. Zeimes – einmal verwitwet – mit Ehemann

Kurmes, Anni, geb. Löx, verwitwet

Anni Schmidt (Richter)

Anni Teck, geb. Schmidt, verwitwet

Wädtleger, Tilli, geb. Türk, verwitwet

Schmidt, Kleri, geb. Tentesch, einmal verwitwet, mit Ehemann

Plückhahn, Emma, geb. Olesch, mit 32jährigem Sohn Dietrich

und Patenkind Rose Karin Feltes
Zu unser aller Freude konnte Pfarrer Orendi sich einige Stunden in Begleitung seiner Ehefrau Zeit nehmen, mit uns zu feiern. Frau Pfarrer brachte jeder Jubilarin ein sächsisches Krüglein als Geschenk mit, was uns alle von Herzen erfreute.

Für das festliche Mahl hatten alle gemeinsam gesorgt – wunderbaren Baumstritzel gab's – das Fehlende war rechtzeitig aus Deutschland geschickt worden, denn, wie allseits bekannt, ist die Versorgungslage schlimmer denn je. Von einer Familie weiß ich, daß sie für die Konfirmation ihrer Tochter kein Pfund Mehl zum Backen hatte; leider erfuhr ich zu spät davon!

Es war eine Selbstverständlichkeit, daß wir inmitten unserer Feier auch derer gedachten, die gefallen, vermißt und verstorben sind. Ihnen zu Ehren legten wir eine Schweigeminute ein. Die Briefe derjenigen, die nicht dabei sein konnten, wurden vorgelesen und ihr Inhalt dankbar aufgenommen, ebenso die mündlichen Grüße. Gedanklich waren alle in unserer Mitte!

In seiner Tischrede fand Pfarrer Orendi in Erwiderung auf meine Rede anerkennende Worte für diesen Jubiläumsjahrgang.

Beeindruckend war die Einmütigkeit in der Gesinnung und die Harmonie untereinander nach zum Teil fünfzigjähriger Trennung. Diese späten Freuden werden noch einen langen Nachhall haben. *Emmi Plückhahn Olesch, Oertzenweg 12, 1000 Berlin 37*



Ein Tartlauer Original

von Otto Depner

2. Teil

Diese Pickelhaube hing doch unbedingt mit Krieg zusammen und das Feindbild waren stets die Russen im Nahkampf, hier wie immer unsichtbar hinter einer Hausecke in Sicherheit auf der Lauer. Der Hermann-Onkel als listig-schlauer Held bog den Gewehrlauf über seinem Knie einfach ab und schoß um die Ecke herum alle reihum ab. Nach der Bewegung seines Zeigefingers und seinen schnalenden Lippen bestand daran kein Zweifel. Da war auch noch die Sache mit dem Likör:

Sein einziger ehelicher Versuch mit der Lilli ging ihm bald gegen die Natur. Die Gute entstammte einer Bäckerfamilie aus der hintersten Neugasse, dort wo sich die Straße gabelt und zur Ziganie abzweigt. Die abgelegene Wohnlage an dieser Gabelung, im Volksmund „Gatschefoißlek“ genannt, auf hochdeutsch „Unterhosenfüßlinge“, bedingte einen billigeren Brotpreis mit Rücksicht auf die Laufkundschaft; weshalb die Mitgift der Lilli die vertraute Umgebung beim Hermann-Onkel nicht wesentlich veränderte. Alles blieb an seinem alten Platz, nur mit ihren Parfümfläschchen richtete sie sich in der hintersten Ecke der Kredenz häuslich ein. Dort stand sonst sein Likörfläschchen, und genau das wollte sie ihm abgewöhnen. Also nahm er fortan nun heimlich einen Schluck zu sich, in der Eile aber aus dem falschen Fläschchen – ohne den Mißgriff gleich zu bemerken. Wenig später, als sich seine Verdauung einmal Luft machen mußte, konnte er zur eigenen Überraschung nur noch Wohlgerüche wahrnehmen. Das klang so überzeugend, daß sich der Mischi am nächstliegenden Fußpedal dazu hinreißen ließ, ganz verzückt auszurufen: „Oh, Hermann-Onkel, dann laß noch mal so einen Gutrieuchenden ...“ Das Schwungrad lief bei solchen Geschichten vor lauter Begeisterung noch recht lange.

Die Familie hatte auf dieser ehelichen Verbindung bestanden, um einer Verwahrlosung vorzubeugen. Es soll vorgekommen sein, daß seine Weste mit der unentbehrlichen Tasche für den Zwicker trotz tagelanger Suche unauffindbar blieb. Erst nach geraumer Zeit kam sie wieder zum Vorschein, weil er sie in Verwechslung der Reihenfolge beim Anziehen unter das Hemd angezogen hatte.

Die Hochzeitsfeierlichkeit muß wohl in aller Stille stattgefunden haben; sie brachte für uns Buben immerhin den Vorteil, daß wir von nun an – wenn auch nur für die kurze Zeit des Zusammenseins mit seiner Lilli – an Ostern auch zum Bespritzen kommen durften. Er öffnete uns das an diesem Tage verschlossene Tor aber nur auf ein vorher verabredetes Klopfzeichen. Außerdem kontrollierte er vorher unsere Parfümfläschchen, ob wir nicht bloß mit Brunnenwasser, gefärbt von einem aufgelösten Himbeerbonbon, seine Angebetete bespritzten. Beim Parfüm kannte er sich gut aus. Sein selbsterfundenes Tischfeuerzeug zündete absolut zuverlässig, es konnte aber nur mit beiden Händen bedient werden. Das Monstrum bestand ganz einfach aus einem handteller-großen Schwungrad, an einen Stromerzeuger angeschlossen mit Transformator zu einer Zündkerze. Mit einem benzingetränkten Lappen konnte, mit etwas Geschick und Glück, der Funke als hochlodernde Flamme abgenommen werden. Das Kleinkraftwerk nahm noch nicht einmal die Hälfte des Eßtisches ein. Den Benzin-Feuerspucktrick konnte er damit selbstredend auch noch vorführen – das aber nur, wenn die Lilli nicht anwesend war. Sein Detektor war in seiner Art der einzige im Ort und eine besondere Anziehungskraft für die Buben durch ein melodisches Krächzen im übergestülpten Kopfhörer. Der Knopf für die Feineinstellung war schön handlich – selbstgefertigt aus dem Deckel einer Schuhkremeschachtel mit dem noch sichtbaren Aufdruck „Schmoll-Pasta“.

Von alledem war für den Köcher-Hermann-Onkel kein wirtschaftliches Auskommen möglich, also kam er auf die Idee, Kämme aus echt Rinderhorn zu produzieren. Die Modelle blieben leider alle gebogen, entsprechend dem Verlauf des natürlichen Wuchses. Darum mußte zuvor aus einer Stahlflasche ein Wärmeofen gebaut werden, mit einem Gebläse an das bereits vorhandene Fußpedal anschließbar, um die Hörner anzuschmelzen und geradezubiegen. Dann wurden Mengen von Kuhhörnern vom Schlachthaus herangekarrt und in der Wohnung gestapelt. Der neue gelinde Aasgeruch war erneut eine Bereicherung der Duftnote für die Be-

sucher, in Erahnung einer sensationellen Erfindung. Als die ersten angesengten Hörner den Ofen verließen und ein Teil angebrannt an der Ofenhülle schmorte, wurde es zur beißenden Gewißheit, daß jetzt noch eine Walze oder Presse für den Vorgang des Geradebiegens notwendig wäre. Das sei technisch zu aufwendig, erklärte er hüstelnd mit geröteten Augen – man mußte einfach schon der Kuh in den Hintern blasen, damit sich die Hörner geradestrecken sollten.

Als sich der beißende Geruch verzogen hatte, wagten sich auch die Fliegen wieder herbei; das brachte ihn auf die Idee, nun Fliegenfänger aus Ton zu produzieren. Mit einigen arbeitswilligen Buben wurde ein Ausflug mit Brot und Speck zu den Lehmgruben der Zigeuner inszeniert. Der herangefahrene Lehm wurde in der Sitzbadewanne unter dem Birnbaum mit den Füßen geknetet und aufbereitet; an einem Fleischwolf ein Formzylinder angeschlossen zur Herstellung von zweifingerdicken Röhren – für den Flüssigkeitsbehälter, wie er vielsagend betonte. Mit einem Palukesfaden abgeschnitten kamen sie in fertiger Länge in den gleichen umgebauten Ofen zum Brennen. Die Ausfallquote war gering, da nur wenige in den Ofen hineinpaßten; da jedoch das viele Anheizen im Sommer zu lästig war, wurde alles auf den Winter verschoben. Gerade dann gab es aber keine Fliegen, und weil obendrein der Lehm eingefroren war, blieb der schöpferische Antrieb auf der Strecke. Ich habe insgesamt davon nur ein einziges fertiges Stück gesehen – bei ihm selber.

Schluß folgt

De Tuortler Kirchenburg

*Machtech uch tratzech
steht vun Bemen amgien,
de Tuortler Kirchenburg.
De greßt vun allen – awer netch pratzech
schatzt se vor Foandjen est
de ganz Gemen.*

*Durch Johrhandert hindurch
kon em dervun berichten,
wat se asen Ahnen est as gewiest.
Ändjen nach kon em se besicht'gen,
nor de Kirch – steht hotch verwest.*

*Gärn diet em se de Gästen zejen
end wuas gor stulz deraf,
dat mier es nonten anihr ejen
end gauwen se netch af. –*

*Zem Anenhaf an de Burg,
durch den danklen Gong,
ander dem Fallgatter durch
wuord et em jeden bong. –*

*Em bleiwt hei stauhen wei gebannt,
vor dien villen Kuomern mat den Träpen.
De Rainkmour haltch se wei amarmt,
am se vor Foandjesmuocht ze daken.*

*Am't „Radere Bissken“ ze errechen,
moiß em iwer Träpen gauhn
steil uch onj, em moiß scher kreiben,
doch huot et Nichem led gedahn.*

*Pechnasen uch Schießscharten an den Mouren
lassen nor wineg Lecht eran.*

*Et as hei kualt, em kon erschouren,
fläjen emt Fledermuis amt Heft eram.*

*Hei tritt Geschicht emt vor de Ougen
vuon sachsesh Vergangenheth.*

*Vuon sachsesh Gest uch sachsesh Glouwen,
vuon sachsesh Uort, vuon Koumpf, vuon Led.*

*Laß Harr, ous disen ualden Mouren
Kraft uch Glouwen wider aferstauhn!
Wonn mier de Hemet huon verlouren,
su laß as Voulk netch andergauhn! –*

Kath. Roser



Sächsischer Faschingsbrauch in Tartlau

Der Faschingsbrauch ist ein alter Brauch, den unsere Vorfahren aus unserem Mutterland mitgebracht haben.

Die Faschingszeit wird gewöhnlich Anfang Februar gefeiert. Den Hauptteil dieses Brauches bildet der Umzug der Maskierten, der von der männlichen Jugend veranstaltet wird. Schon in aller Frühe beginnen maskierte Reiter durch die Gassen zu reiten, um durch den Lärm, den sie mit verschiedenen Instrumenten erzeugen, die Leute herauszulocken und sie darauf aufmerksam zu machen, daß etwas Besonderes vor sich geht.

Diesen Reitern folgen in gewissen Abständen mehrere Wagen, die von Maskierten geführt werden. Neben dem Wagen gehen ebenfalls Maskierte gewöhnlich in der Tracht der Braut und des Bräutigams. Einige tragen Körbe, mit denen sie von Haus zu Haus gehen, um Eier und Geld zu sammeln. An den Wagen sind Gestelle angebracht, wo sich auf den Rädern Stroh puppen als tanzende Paare drehen; überhaupt spielen die Stroh puppen bei dem Faschingsumzug eine besondere Rolle. Besonders anziehend wirken diese Umzüge auf die Kinder, doch dürfen sie ihnen nicht zu nahe kommen, sonst werden sie gefangen und in Wagen gesteckt oder mit der großen knallenden Peitsche verjagt.

Aus den Eiern, welche die Burschen von den Leuten erhalten, bereiten sie sich eine Eierspeise und machen sich so einen lustigen Nachmittag, bei dem auch die berühmten Faschingskrapfen nicht fehlen dürfen. Am Abend findet gewöhnlich ein Tanz für die Jugend statt, wo sie dann Gelegenheit hat, sich noch einmal auszutoben und fröhlich zu sein, denn dann folgt die Leidenszeit, in der jede lustige Unterhaltung untersagt ist.

Nicht nur die Jugend verlebt diesen Tag in Fröhlichkeit, sondern auch die Alten. Denn sie fühlen mit der Jugend mit und erinnern sich an die Zeit, wo sie diesen Umzug veranstalteten. So verbindet die Faschingszeit groß und klein, bei lustigem und fröhlichem Beisammensein.

Anna Kaufmes (Böblingen)

Rundschreiben an alle Burzenländer Ortsgemeinschaften

Hier in unserer neuen Heimat wird unsere althergebrachte Tracht neu belebt. Die verschiedenen Trachtengruppen aus ganz Siebenbürgen sind stärker vertreten als die Trachten des Burzenlandes.

Bei den Trachtenreferaten durch die Bundesfrauen- und Familienreferentin Frau Scola wird immer wieder betont, daß im Burzenland ursprünglich gelb gereimte Frauenhemden und gelb gestickter Durchbruch an den Männerhemden getragen wurde.

Wenn wir in Dinkelsbühl als Burzenländer mit Fahne marschieren, dann auch in der für unser Gebiet kennzeichnenden Tracht. Die gelb gestickten Männerhemden passen sehr gut zu unseren goldgestickten Hauben; darin sehe ich eine Harmonie. Die Männerhemden der Tracht der Repser Gegend ähneln denen des Burzenlandes am meisten, weil da auch Durchbrucharbeit, aber

in hellgrau, gestickt wurde. Die (schwarz) im Kreuzstich gestickten Männerhemden kamen aus Nordsiebenbürgen in das Burzenland, durch Beeinflussung der Pfarrer und Lehrer, die aus den verschiedenen Gegenden in das Burzenland kamen. Der Kreuzstich war bei den Frauen üblicher als Durchbruch. In den dreißiger Jahren erinnerte man sich der alten, im Burzenland einmal heimischen, gelb gestickten Männerhemden und belebte diese Tradition neu. Durch den Wohlstand bedingt wurde die Stickerei reichlicher angewandt, als es an den älteren Hemden der Fall war.

Es liegt mir sehr am Herzen, die Originalität der Burzenländer Tracht zu wahren. Ich fände es gut, wenn die Burzenländer über dieses nachdenken und der eine oder andere sich dazu entschließen würde, ein gelb gesticktes Hemd anfertigen zu lassen. Nicht nur bei den Hemden der Erwachsenen, sondern auch bei denen der Kinder oder Trachtengruppen sollten wir an der alten Tradition festhalten.

Wenn jemand Hilfe brauchen sollte, bin ich gerne bereit, die nötigen Anleitungen zu geben.

Emma K. Oyntzen,

Fleyerstraße 134, 5800 Hagen 1, Telefon (02331) 870387

Arbeitsanleitung

Der Durchbruch an den Männerhemden wird in weiß und gelb auf dem Stickrahmen genäht. Das Material habe ich in Panama, unter der Bezeichnung „Oslo“ (reine Baumwolle), gewählt. Es ist doppelbreit, so braucht man nur eine Hemdweite und eine Ärmelweite (ca. 1,20 m). Das Material läßt sich gut verarbeiten und ist nicht zu dick. Nachdem das Hemd zugeschnitten ist, wird vom Rand in 25 mm Entfernung ein Faden ausgezogen, der umgebogene Rand mit Hohlsaum (Ajom) angenäht. In dem unteren Ärmelrand werden zwei Fäden ausgezogen, der Hohlraum wird von beiden Seiten angenäht. 1 cm über dem Hohlsaum werden für die Durchbrucharbeit – je nach Breite des Musters – mehrere Fäden ausgezogen. Für den Durchbruch wird der Hohlsaum über zwei Fäden genäht. Der Muster der Ärmel wird in der Regel auch am Kragen wiederholt. Der Besatz am Schlitz wird auf 6 cm eingeschlagen und mit dem Hohlsaum des Durchbruches angenäht. Auf der Brust wird ein breiteres Muster gestickt. Oben hat der Ärmel nur einen kleinen Zierstich in gelb, auf der Achsel wird er mit gelbem Garn angenäht. Das Hemd wird mit weißem Perlarn Nr. 5 zusammengeknäht. Das Muster wird im Vollstopfstich mit Vierfachstickgarn (Schlingelgarn Nr. 25) in weiß, das gelbe Garn ist Sticktwist Nr. 302 und 306 (Mouline), genäht. Damit die einzelnen Muster gleich breit werden, ist es angeraten, die Stiche zu zählen. Wenn der Rand zu knapp ist, um die Arbeit im Rahmen einzuspannen, muß ein Streifen Behelfsleinwand angenäht werden. Der Durchbruch ist nicht schwieriger zu nähen als der Kreuzstich.

Da es mir an Muster mit Durchbruch fehlt, geht meine Bitte an diejenigen, die noch einige haben, sie mir zu senden.

Patenminister Hermann Heinemann in Tartlau!

Hermann Heinemann, Minister für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen und als solcher Patenminister der Siebenbürger Sachsen, nimmt trotz vielfältiger anderer Verantwortungen auch die aus der Patenschaft erwachsenden Aufgaben sehr ernst. So hielt er in diesem Jahr nicht nur beim Heimattag in Dinkelsbühl die Festrede, sondern er besuchte auch den Heimattag der Siebenbürger Sachsen in Kanada und in den USA in Kitchener.

Anfang September 1987 nun unternahm er eine Reise nach Rumänien, um sich vor Ort über Siebenbürgen und die noch dort lebenden Siebenbürger Sachsen zu informieren. Begleitet wurde Minister Heinemann von den Mitarbeitern seines Hauses Ernst Gerlach, Dieter Gräven und Heiner Nienhuys, von dem Journalisten der Westfälischen Rundschau Bernd Kleffner und von Dr. Günter von Hochmeister seitens der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen aus Deutschland.

Dem Informationsbesuch in Siebenbürgen, anfangs als private Reise gedacht und geplant (siehe auch SZ vom 15. 9. 1987), wurde auf dringenden Wunsch der rumänischen Seite ein „offizieller Besuch“ mit Wirtschaftsverhandlungen vorangestellt. So war Minister Hermann Heinemann beim Hinflug und den ersten andert-halb Tagen auch von einer Wirtschaftsdelegation begleitet, bestehend aus namhaften Vertretern bedeutender nordrhein-westfälischer Industriebetriebe. Unter diesen Umständen war natürlich auch die Fahrt durch Siebenbürgen vom Burzenland bis Urwegen, mit Aufenthalt in Kronstadt, Schäßburg, Hermannstadt und vielen Dörfern, keine Privatreise mehr, da ständig diskret überwacht und begleitet von einem Beamten des „Außenministeriums“, der vorausfuhr, um die Gespräche vorzubereiten und bei vielen Gesprächen dabei saß. Daß manche der Gesprächspartner daher zurückhaltend reagierten, ist verständlich.

Durch Kirche und Kirchenburg in Tartlau führte, da im Pfarrhof niemand anzutreffen war, Marianne, die Tochter der Burghüterin, ein Schulmädchen, erstaunlich bewandert in der Geschichte dieser vom deutschen Ritterorden erbauten, 1240 erstmals urkundlich erwähnten, in der siebenbürgischen Architektur einmaligen Kreuzkirche mit gotischen Merkmalen.

Nach dem Fazit des Besuches befragt, sagte Patenminister Heinemann sinngemäß: „Es ist zutiefst zu bedauern, was in Siebenbürgen als Folge der Ereignisse des Zweiten Weltkrieges zerbrochen und verlorengegangen ist! Ich habe Verständnis für den Wunsch nach Aussiedlung und Familienzusammenführung der Siebenbürger Sachsen. Ich bin mir aber auch dessen bewußt, daß es für die, die verbleiben, immer schwerer wird, je weniger sie werden, und daß man diesen helfen muß. Es hat mich gefreut, daß auch der rumänische Außenminister, auch Staats- und Parteichef Nicolae Ceauşescu mir zugesichert haben, daß die humanitären Anliegen der Deutschen aus Rumänien, betreffend Familienzusammenführung und Aussiedlung, weiterhin wohlwollend geprüft und erledigt würden. Ich bin begeistert von der Aufgeschlossenheit, der Zuwendung und menschlichen Wärme, die mir von den Siebenbürger Sachsen entgegengebracht wurde. Es war eine gute Reise.“

Gekürzt aus „Siebenbürgische Zeitung“ vom 30. 9. 1987 (tr).

Vertriebene Mütter werden benachteiligt

DOD – Die Einführung von Kindererziehungsleistungen ab 1. Oktober 1987 für Mütter der Geburtsjahrgänge vor 1921 ist ein guter und wichtiger Beitrag zu einer Anerkennung für die besonderen Belastungen, denen diese Mütter bei der Kindererziehung ausgesetzt waren. Die Tatsache, daß diese Leistung für Kindererziehung, da sie unabhängig von Leistungen aus der gesetzlichen Rentenversicherung gewährt wird, nicht zu einer Minderung von anderen Sozialleistungen wie z. B. Wohngeld, Sozialhilfe, Leistungen der Kriegsopferversorgung und vor allem Unterhaltshilfe nach dem Lastenausgleichsgesetz führt, ist ebenfalls zu begrüßen.

Die Bundesregierung muß sich allerdings fragen lassen, warum die der Art nach gleichen Leistungen, welche aufgrund des Hinterbliebenenrenten- und Erziehungszeiten-Gesetzes vom 11. Juli 1985 Müttern der Geburtsjahrgänge ab 1921 gewährt werden, bei diesen zu einer Minderung anderer Sozialleistungen führen müs-

sen. So wird bei vertriebenen Müttern der Geburtsjahrgänge ab 1921 das Kindererziehungsgeld auf die Unterhaltshilfe angerechnet, weil es als Teil einer Rente der gesetzlichen Sozialversicherung dem das Unterhaltshilferecht des Lastenausgleichsgesetzes beherrschenden Subsidiaritätsprinzip unterliegt, welches die Nachrangigkeit der Unterhaltshilfe gegenüber anderen Einkünften festschreibt. Den Betroffenen wird dies unverständlich bleiben. Warum, so muß man sich fragen, sollen ab 1921 geborene Mütter, die Unterhaltshilfe beziehen, nichts von ihrem Kindererziehungsgeld haben? Es muß darüber nachgedacht werden, wie dieser Ungerechtigkeit begegnet werden kann.

Auch Witwer erhalten Witwenrente

Neues Hinterbliebenenrecht in der gesetzlichen Rentenversicherung

Seit einiger Zeit haben auch Witwer beim Tode ihrer Ehefrau Anspruch auf Witwenrente, wenn die Ehefrau entweder bereits eigene Rente bezogen hat oder – falls sie vor Rentenbeginn verstorben ist – wenn sie mindestens 60 Monate Versicherungszeit erworben hat. Diese seit dem 1. Januar 1986 geltende Regelung ist vor allem auch für die Aussiedler von Bedeutung.

Allerdings ist der laufende Bezug von Witwenrente nicht uneingeschränkt gewährleistet. So wird z. B. eigenes Einkommen (z. B. Arbeitseinkommen, Arbeitseinkommen, Vorruhestandsgelder) oder Erwerbseinkommen (u. a. Krankengeld, Arbeitslosengeld, Versichertenrenten, Beamtenruhegelder) bei der Witwenrente berücksichtigt, wenn das eigene Einkommen einen Freibetrag in Höhe von z. Z. 955,20 DM überschreitet. Wenn dies der Fall ist, so ruht die Witwenrente in Höhe von 40 Prozent des Betrages, um den das Einkommen den Freibetrag übersteigt.

Beispiel: Rente der verstorbenen Ehefrau 800 DM, Witwenrente 60 Prozent = 480 DM, eigenes bereinigtes Einkommen des Witwers 2000 DM, abzüglich Freibetrag von z. Z. 955,20 DM = 1044,80 DM, davon 40 Prozent = 417,92 DM. Die Witwenrente in Höhe von 480 DM ruht um den Betrag in Höhe von 417,92 DM, so daß die Witwenrente nur noch 62,08 DM = 62,10 DM beträgt.

Auf jeden Fall hat der Witwer – auch wenn er aufgrund seines hohen eigenen Einkommens oder Ersatz Einkommens keinen Anspruch auf eine regelmäßige Witwenrente hat – Anspruch auf die volle Rente der Ehefrau für die ersten drei Monate nach dem Tode der Ehefrau (sogenanntes Sterbevierteljahr). Es ist daher jedem Witwer zu raten, einen Rentenanspruch zu stellen, auch wenn er glaubt, keinen Rentenanspruch zu haben, weil hohes eigenes Erwerbs- bzw. Erwerbseinkommen vorhanden ist.

Das gleiche gilt auch ab dem 1. Januar 1986 für Witwen, so daß ab diesem Zeitpunkt keine uneingeschränkte Witwenrente neben eigenen Einkünften mehr gezahlt wird. In vielen Fällen kann es demnach erforderlich sein, daß beide Eheleute zu Lebzeiten gegenüber einem Rentenversicherungsträger erklären, daß für sie das alte Hinterbliebenenrecht angewendet werden soll (volle Witwenrente trotz eigenem Einkommen, aber in der Regel kein Anspruch auf die Witwenrente).

Diese Erklärung können Eheleute, die beide vor dem 1. Januar 1936 geboren sind und vor dem 1. Januar 1986 geheiratet haben, bis zum 31. Dezember 1988 (Ausschlußfrist) abgeben, d. h. die Erklärung muß vor dem 31. Dezember 1988 und zu Lebzeiten beider Ehepartner bei einem Rentenversicherungsträger eingegangen sein. Es reicht nicht aus, wenn beide Ehepartner die Erklärung zu Lebzeiten unterzeichnen und diese Erklärung zu ihren Rentenpapieren legen, um sie dann bei Beantragung der Hinterbliebenenrente vorzulegen. Bevor aber eine solche Erklärung, die nicht widerrufen werden kann, abgegeben wird, sollten sich diese Ehepaare anhand ihrer beiden Einkünfte eingehend informieren bzw. beraten lassen, ob diese Erklärung für sie sinnvoll ist.

Wilfried Hauptmann (DOD)

„Schade, was hier in dem schönen Siebenbürgen kaputtgeht, aber das Rad der Geschichte läßt sich nicht zurückdrehen, die Auswanderung ist die einzige Alternative – aber die letzten beißen die Hunde!“

(Hermann Heinemann, Patenminister der Siebenbürger Sachsen, anläßlich seines Besuches in Siebenbürgen)

Neues Urteil für ehemalige Kriegsgefangene

DOD – Das Bundesverwaltungsgericht hat in einem Grundsatzurteil vom 22. September 1986 – BVerwG 9 c 13.86 – entschieden, daß ein volksdeutscher Kriegsgefangener mit früherem Wohnsitz im Ausland und ausländischer Staatsangehörigkeit, der wegen seines militärischen Dienstes aufgrund deutschen Wehrrechts gefangengenommen worden ist, grundsätzlich erst dann „heimgeschafft“ ist, wenn er nach seiner Freilassung nach Deutschland in den Grenzen vom 31. Dezember 1937 verbracht worden ist. Das bedeutet für die Praxis, daß Volksdeutsche, die erst jetzt als Aussiedler aus den Staaten Ost- und Südosteuropas kommen, insbesondere aus der UdSSR und Rumänien, nach dem Kriegsgefangenenentschädigungs-Gesetz (KgfEG) Leistungen erhalten, wenn sie als Aussiedler Aufnahme im Bundesgebiet bzw. Berlin (West) genommen haben.

Auf der Sitzung des Bundesministers des Innern mit den obersten Landesbehörden wurde Einvernehmen darüber erzielt, nach dem Urteil des Bundesverwaltungsgerichtes künftig zu verfahren. Abgeschlossene Verwaltungsverfahren sind nur aufgrund eines Antrages des Betroffenen wieder aufzunehmen. Der Höchstbetrag für diese „echten“ Kriegsgefangenen, den Soldaten der ehemaligen deutschen Wehrmacht, beträgt nach dem Gesetz 12000 DM.

Aus „Deutscher Ostdienst“ vom 5. 11. 1987

Vorsicht bei Ostblockreisen

(GNK) Deutsche Urlauber in Ostblockländern werden nach den Worten des Parlamentarischen Staatssekretärs im Bundesinnenministerium, Carl-Dieter Spranger (CSU), „immer öfter zur Spionage erpreßt“. In einem Gespräch mit der Nachrichten-Agentur AP mahnte Spranger: „Wer als Tourist in den kommunistischen Machtbereich reist, muß auf der Hut sein.“ Häufig würden Urlauber fingierte Straftaten angehängt, um sie für östliche Geheimdienste erpreßbar zu machen. „Die östliche Spionage nutzt ihre Opfer eiskalt aus. Jeder, der in eine solche Situation gerät, sollte sich daheim umgehend dem Verfassungsschutz anvertrauen“, riet Spranger.

Ein typischer Trick sei zum Beispiel, Touristen unter dem Vorwurf der Fluchthilfe, eines Devisenvergehens oder des Schmuggels festzunehmen. Sie würden dann vor die Wahl gestellt, eine Haftstrafe anzutreten oder sich schriftlich zur Spionage zu verpflichten. „Vor allem der DDR-Staatssicherheitsdienst bedient sich dieser Methode“, sagte Spranger.

Als weiteres handgreifliches Anbahnungsverfahren nannte Spranger, Touristen in einen fingierten Verkehrsunfall zu verwickeln und sie dann einer Verletzung von Verkehrsregeln zu beschuldigen. Vorsicht geboten sei aber auch vor Prostituierten: „Sie arbeiten oft für den Geheimdienst. Prostitution ist im Ostblock offiziell verboten“, sagte Spranger.

Unbedingt beachten sollten Touristen im Ostblock nach den Worten des CSU-Politikers das Verbot, militärische Einrichtungen zu fotografieren. „Es gibt Spitzel, die Touristen zum verbotenen Fotografieren animieren, sie anschließend den Behörden melden.“ Den bundesdeutschen Behörden lägen „Erkenntnisse vor, daß Bundesbürger schon bei der Beantragung des Einreisevisums gefiltert werden – in interessante und weniger interessante Personen“, sagte Spranger weiter. Für die Ostspionage fast immer interessant seien Journalisten, Angehörige des öffentlichen Dienstes, vor allem von Bundeswehr, Grenzschutz, Polizei und Meldeämtern, sowie Techniker. Sie würden oft schon ab der Grenze beschattet.

Deutschland-Union-Dienst, Nr. 29

Nachbarn!

Bei Zuzug in die Bundesrepublik Deutschland und dem ganzen freien Westen, bitte dieses sofort dem Schriftführer melden – persönlich oder über Verwandte!

Täglich neue Suchanträge

DOD – Für den Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes (DRK) in München ist 42 Jahre nach Kriegsende der Krieg noch lange nicht aus. Allein die Suchanträge nach Wehrmacht- und Zivilverschollenen und im Kindersuchdienst nahmen 1986 um 52 Prozent gegenüber dem Vorjahr zu. Nach dem in München veröffentlichten Jahresbericht 1986 bedeutet dies, „daß arbeitstäglich vier Kriegssuchfälle zu bearbeiten waren“.

Während die Suchanträge nach verschollenen Soldaten oder Zivilisten (15618 Fälle abgeschlossen) meistens von Aussiedlern gestellt wurden, die erst jetzt im Rahmen der Familienzusammenführung in die Bundesrepublik Deutschland ausreisen durften, hat es der Kindersuchdienst meist mit Anfragen von Menschen mittleren Alters zu tun. Sie haben in der Regel erst jetzt erfahren, daß die Eltern, bei denen sie aufwuchsen, nicht ihre leiblichen sind.

Insgesamt wurden im Berichtsjahr nahezu 13000 Verschollenenschicksale definitiv geklärt oder zumindest eine plausible Aussage über den Schicksalsweg erarbeitet. Bei dieser Arbeit stützt sich die Organisation auf internationale Kontakte sowie auf fast 51,8 Millionen Karteikarten. Auf ihnen sind die Meldungen, Nachrichten und Hinweise für mehr als 21,8 Millionen Menschen erfaßt.

Daraus ist beispielsweise ersichtlich, daß derzeit noch 3520 Schicksale von Kindern geklärt werden müssen. Vermehrt kommen Anfragen aus den USA von in Deutschland geborenen und von US-Bürgern nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges adoptierten Kindern nach ihren leiblichen Eltern. Zuschriften aus der DDR beziehen sich auch auf nach dem Krieg geborene, von ihren Eltern als sogenannte Republikflüchtlinge verlassene Kinder.

Nicht vergessen!

Jahresbeitrag von 12 DM überweisen!
Für Spenden sind wir immer dankbar!
Überweisung richtig ausfüllen!
Den ganzen Namen und Anschrift in
Druckschrift!

35 Jahre Lastenausgleich

Vor 35 Jahren, am 14. August 1952, wurde das Lastenausgleichsgesetz im Bundesgesetzblatt verkündet. Der Gesetzgeber wollte damit den durch den Krieg und seine Folgen besonders Geschädigten, den Vertriebenen, Flüchtlingen und Ausgebombten, bei der gesellschaftlichen, sozialen und wirtschaftlichen Integration Hilfe leisten. Die Gesetzgebung zum Lastenausgleich beabsichtigte eine möglichst gleichmäßige Verteilung der Kriegs- und Kriegsfolgeschäden der Heimatvertriebenen und Kriegssachgeschädigten auf alle. Diejenigen, die ihren Besitz ganz oder teilweise bewahrt hatten, mußten an den Lastenausgleichsfonds Abgaben entrichten.

Bis Ende 1986 wurden 8282412 Anträge auf Schadensfeststellung im Lastenausgleichsverfahren erledigt. In der Ausgleichsverwaltung sind insgesamt etwa 57 Millionen Anträge gestellt worden, die zu 275 Millionen Bearbeitungsvorgängen und Bescheiden geführt haben. Bis 1991 rechnet die Ausgleichsverwaltung mit weiteren rund 135000 neuen Anträgen. An Leistungen wurden im Lastenausgleich bis Ende 1986 mehr als 130 Milliarden DM erbracht. Nach wie vor kommen Antragsberechtigte als Aussiedler oder DDR-Übersiedler in die Bundesrepublik. Bei ihrer Eingliederung wird ihnen ebenso solidarisch geholfen, wie es die Nachkriegsgeneration mit dem Lastenausgleich getan hat. Allerdings sollten die Leistungen den Bedürfnissen der heute kommenden Aussiedler und Übersiedler entsprechen. Es geht nicht um den Abschluß des Lastenausgleichs, sondern um eine Anpassung an die veränderten Verhältnisse. Mit der 31. LAG-Novelle hat die Bundesregierung diesen Prozeß eingeleitet, mit dem der Lastenausgleich auf die heutigen Verhältnisse zugeschnitten werden soll. Die Aussiedler, die als Enkel jener Geschädigten kommen, die nach 1945 ihr Hab und Gut verloren hatten, und die zu einem großen Teil die deutsche Sprache nicht mehr beherrschen, müssen – so meint die Bundesregierung – Leistungen erhalten, die ihren Bedürfnissen entsprechen und die ihnen rasche Hilfe bieten.

Neue Zollbestimmungen für Paketsendungen nach Rumänien (Stand 1. 5. 1987)

Liste der in Auslandspaketen zugelassenen Objekte etc. (gemäß einer beim Kronstädter Bahnhof aushängenden Bekanntmachung).

Kaffee	5 kg
Strickwolle	5 kg
Jeanshosen	5 Stück
Kunstfasergewebe	20 m
Kopftücher	15 Stück
Seife	20 Stück
Zigaretten	100 Schachteln
Ungezieferspray	10 Stück
Videokassetten	10 Stück
Videorecorder (pro Familie in drei Jahren)	1 Stück
Kaugummi	1 kg
Pfeffer	1 kg
Zucker	10 kg
Mehl	10 kg
Öl	10 kg
Margarine	2 kg
Butter	2 kg
Suppenwürfel	2 kg
Kakao	1 kg
Schokolade	1 kg

Obengenannte Höchstmengen werden verzollt. Überschreitungen sind unzulässig. Textilien jeder Art werden auch weiterhin mit hohen Zollabgaben belegt.

Diese Mitteilung ist ohne Gewähr!

Wichtige Mitteilung!

Da die Gemeindeweide von den Bewohnern in unterschiedlichem Umfang genutzt wurde (Nutzungsrecht), können diese Antrag auf Schadensfeststellung bei den zuständigen Ausgleichsämtern stellen. Die Nutzungsberechtigten sind wie Pächter zu behandeln und erhalten daher Pächterzuschlag. Die auf die einzelnen Berechtigten entfallenden Anteile an der Gemeindeweide sind aus dem Verhältnis der Größe des eigenen landwirtschaftlichen Betriebes zur Gesamtgröße der gemeinschaftlich genutzten Weidefläche zu ermitteln. Es bleibt jedem anheimgestellt, einen Antrag zu stellen.

Vertriebenenausweis für nachgeborene Kinder

DOD – Das Bundesverwaltungsgericht hat mit Urteil vom 2. Dezember 1986 (BVerwG 9 C 16.86) festgestellt, daß Paragraph 7 BVFG für nach der Vertreibung geborene Kinder keinen neben den Paragraphen 1 bis 4 BVFG stehenden zusätzlichen Vertriebenenstatus schafft, sondern lediglich einen nach diesen Vorschriften bereits entstandenen Vertriebenenstatus überleitet, der auch durch Ausstellung eines Vertriebenenausweises nach Paragraph 15 Abs. 1 BVFG festgestellt werden kann. Da der Vertriebenenausweis allein auf den Vertriebenenstatus abzielt, kommt es auf ein Bedürfnis zur Ausstellung eines Vertriebenenausweises zum Nachweis der Betreuungsberechtigung nicht an.

Mit dieser Entscheidung wird der im Land Hessen geübten Verwaltungspraxis, Personen im Sinne des Paragraphen 7 BVFG keine Vertriebenenausweise auszustellen, endgültig ein Riegel vorgeschoben. Der Hessische Sozialminister hat seine Flüchtlingsdienste bereits angewiesen, nach dieser Entscheidung zu verfahren. Darüber hinaus hat er angeordnet, daß Verwaltungsverfahren, in denen abweichend von dieser höchstrichterlichen Rechtsprechung entschieden werde, auf Antrag der Betroffenen wieder aufzugreifen sind.

Helft uns helfen!



Gutes tun ist leicht,
wenn viele helfen!

9. Tartlauer Nachbarschaft
Konto-Nr. 17 049 008 bei der Volksbank
Herrenberg, BLZ 603 91 310

Aufruf an alle Landsleute der Heimatortgemeinschaften und Nachbarschaften

Zum Jahresende 1986 wurde in München von interessierten Landsleuten der „Siebenbürgische Alpenverein“ (SAV) mit der Zielsetzung gegründet, das gemeinschaftliche Wandern, Bergsteigen und Reisen zu pflegen. Im Zusammenhang damit soll der Erwerb eines eigenen Anwesens in den Alpen stehen.

Jetzt ist es soweit, daß am Hochkönig, 65 km südlich von Salzburg, in einer herrlichen Gegend gelegen und mit öffentlichen Verkehrsmitteln erreichbar, ein für unsere Zwecke geradezu idealer und preisgünstiger Alpengasthof mit einer Reihe von sehr nützlichen Nebeneinrichtungen zum Kauf angeboten wird.

Liebe Landsleute! Wir wollen etwas für unsere Gemeinschaft tun, vor allem auch für unsere Jugend. Der Kaufpreis des oben erwähnten Anwesens in den Alpen soll nur durch eigene Mittel, vor allem durch Spenden, gedeckt werden. Bitte spendet alle, damit das große Vorhaben möglichst bald verwirklicht werden kann. Es hängt von uns allen ab, ob nach der Gründung von fünf Altenheimen, der Bibliothek und des Museums in Gundelsheim und anderer wertvoller Einrichtungen endlich der noch offenstehende Bereich des Tourismus, der immer eine bedeutende Stellung in unserer siebenbürgisch-sächsischen Gemeinschaft eingenommen hat, durch eine sinnvolle Organisation wiederbelebt werden kann.

Spendet bitte – ein jeder nach seinen Möglichkeiten – auf das Konto 349 662 bei der Stadtparkasse München (BLZ 701 500 00) oder in Österreich auf das Konto 1742 154 bei der PSK Wien (BLZ 60 000). Spendet, denn nur so kann das Vorhaben des Siebenbürgischen Alpenvereins verwirklicht und ein wesentlicher Beitrag zur Festigung unserer Gemeinschaft im Westen geleistet werden.

Tretet auch dem Siebenbürgischen Alpenverein als ordentliche Mitglieder bei! Aktive Mitarbeit wird von allen, die Interesse haben, erwünscht. Steuerbegünstigung bei Spenden im Sinne der Gemeinnützigkeit wird angestrebt.

Detailliertes Informationsmaterial ist anzufordern bei den Vorstandsmitgliedern Birgit Kessler, Willi-Graf-Straße 7, D-8000 München 40, Telefon (0 89) 32 56 64, Rüdiger Galtz, Adlerstraße 21, D-8032 Gräfelfing, Telefon (0 89) 8 54 39 81, oder bei Harald Roth, Postfach 80 14 72, D-8000 München 80, Telefon (0 89) 50 41 35. Ab der 17. Folge vom 31. Oktober 1986 der „Siebenbürgischen Zeitung“ sind in jeder Nummer Beiträge über den SAV nachzulesen. Auskunft erhalten Sie auch von Günter Volkmer, Heubuck 49, D-7801 Horben, Telefon (07 61) 29 02 67.

Der SAV-Vorstand

Das letzte Geheimnis der Massenverbrechen

Nie zuvor in der Geschichte sind in einem vergleichbaren Zeitraum so viele Menschen von Staats wegen umgebracht worden wie im 20. Jahrhundert. Nie zuvor aber auch bestand soviel Ungeheuerlichkeit über die tatsächliche Zahl der Opfer von Massenverbrechen.

Die meisten von ihnen wurden im Namen einer Weltanschauung umgebracht, die vorgab, die Völker von Fron und Hunger, von Folter und Unterdrückung zu befreien: im Namen des Kommunismus.

Im Dezember 1929 kündigte der sowjetische Gewaltherrscher Josef Stalin an, daß die „Kulaken als Klasse liquidiert“ werden sollten.

Als Kulaken wurden ländliche Grundbesitzer bezeichnet, reiche Bauern, die andere für sich arbeiten ließen. In Wirklichkeit jedoch wurde der Begriff Kulake auf jeden angewendet, der dem Regime mißliebig oder gefährlich erschien. Auch ein armer Bauer, der die Kirche besuchte, galt als Kulake.

Als erste wurden die Familienoberhäupter von Stalins Geheimpolizei verhaftet, viele von ihnen erschossen, andere in Straf- und Arbeitslager in der Arktis deportiert. Danach begann die Austreibung und Deportation der Familien.

Der sowjetische Schriftsteller Vasily Grossman beschrieb, wie der Pöbel in russischen Dörfern der Geheimpolizei bei Verhaftungen und Deportationen half: „Sie bedrohten die Menschen mit Flinten. Sie beschimpften kleine Kinder als ‚Kulaken-Bastarde‘. Sie schrien: ‚Blutsauger.‘ Sie sahen in den Menschen, die jahrelang ihre Nachbarn gewesen waren, nun plötzlich Tiere, Schweine, etwas Ekelhaftes, Feinde des Volkes.“

Der amerikanische Sowjet-Experte Robert Conquest, Professor an der Universität von Stanford in Kalifornien, hat errechnet, daß die „Dekulakisierung“ in der Sowjetunion etwa 6,5 Millionen Todesopfer gefordert hat. Conquest kam zu dieser Zahl, indem er die Bevölkerungsziffern in der ländlichen Sowjetunion Anfang der 30er Jahre verglich und dabei den natürlichen Bevölkerungszuwachs wie auch die Wanderung vom Land in die Städte in Rechnung stellte.

Im Jahre 1932 verhängte Josef Stalin eine Hungerblockade über die Ukraine – mit dem Ziel, den ukrainischen Nationalismus und die ukrainische Kultur zu vernichten. Kommunistische Brigaden durchsuchten im Abstand von wenigen Wochen die Bauernhäuser in der Ukraine, nahmen den Bewohnern Getreide, Erbsen, Kartoffeln und selbst Runkelrüben weg. Die Lieferung von Lebensmitteln in die Ukraine wurde von Stalins Polizei verhindert. Im Frühjahr 1933 steigerte sich die Hungersnot zum Massensterben. In der sowjetischen Presse erschien nicht ein einziger Bericht über die Katastrophe, die sich im Herzen Osteuropas zgetragen hatte.

Im dunkeln blieb lange Zeit auch die Zahl der Opfer des Stalinischen Hungerterrors. Professor Robert Conquest kam nach langwierigen Berechnungen zu dem Ergebnis, daß im Zeitraum von knapp einem Jahr – vom Hochsommer 1932 bis zum Frühsommer 1933 – etwa sieben Millionen Menschen an den Folgen des Hungers zugrunde gegangen waren, drei Millionen von ihnen Kinder.

Im Jahre 1935 begann Josef Stalin mit der „Großen Säuberung“ – der Vernichtung von Menschen, die seine tyrannische Alleinherrschaft vielleicht hätten gefährden können. Als erste wurden hervorragende Führer der Partei verhaftet, vor Gericht gezerrt, in Schauprozessen abgeurteilt und erschossen. Daran schloß sich eine landesweite Jagd auf angebliche Feinde des Volkes an. Geständnisse wurden mit Folterungen erpreßt.

Millionen wurden in Arbeitslager deportiert, Ungezählte zum Tode verurteilt. In den Kellern sowjetischer Gefängnisse knallten die Pistolen der Genickschuß-Kommandos.

Im Jahre 1937 richtete sich die Wut des Tyrannen gegen die Führung der Roten Armee. Wieder wurden Geständnisse grausam erpreßt. Über das Schicksal des Sowjetmarschalls Wassilij Blücher berichtete der sowjetische Autor Anton Antonow-Owssejenko: „Die Henker rissen Blücher ein Auge aus, legten es auf die flache Hand: ‚Wenn du dich weiterhin widersetzt, reißen wir dir auch noch das zweite aus.‘ Diese Episode ist in den Unterlagen der Staatsanwaltschaft festgehalten.“

Viele der Verurteilten wurden erschossen, vielen mit Hämmern

der Schädel eingeschlagen. Anton Antonow-Owssejenko schrieb: „In den 30er Jahren waren in den Kellern der Gefängnisse Steinbrechmaschinen aufgestellt worden. Die Maschinen lud man mit den Leichen der Hingerichteten. Binnen einer halben Stunde floß der blutige Brei in die Kanäle.“

Warum dies alles? Niemand weiß es genau. Der Schriftsteller Arthur Köstler: „Was ging im Gehirn von Nummer eins vor? Was ging in den geblähten, grauen Wüsten vor sich? Man wußte alles über die fernen Spiralnebel, aber darüber nichts.“

In den Straflagern und Gefängnissen des Systems schnellte die Zahl der Insassen nach oben: von etwa 600 000 im Jahre 1930 auf etwa 12 Millionen Ende der 30er Jahre. Die sowjetische Geheimpolizei unterhielt etwa 7000 Zwangsarbeitslager. Eine große Zahl von ihnen war nördlich des Polarkreises eingerichtet. Die Ernährung war schlecht, die Arbeitsbedingungen waren unerträglich. Wie Lagerinsassen berichteten, starb während des ersten Jahres nach ihrer Einlieferung etwa ein Drittel der Häftlinge. Die jährliche Sterbeziffer der Menschen, die das erste Lager-Jahr überlebt hatten, betrug etwa 20 Prozent (normal ist ein bis zwei Prozent). Stalins Terror-Maschinerie ersetzte die Umgekommenen durch immer neue Opfer.

Die Zahl der Lager-Toten ist nicht einmal annähernd bekannt. Professor Conquest schreibt: „Wenn wir die konservativen Zahlen eines Durchschnitts in der Periode 1936 bis einschließlich 1950 bei der Lager-Bevölkerung von acht Millionen und einer Sterbequote von zehn Prozent pro Jahr nehmen, erhalten wir eine Gesamtzahl von 12 Millionen Toten.“ Conquest bilanziert: „Wir gelangen zu einer Zahl von 20 Millionen Toten, die fast bestimmt zu niedrig ist und vielleicht eine Erhöhung um etwa 50 Prozent nötig macht – als Saldo des Stalin-Regimes in 23 Jahren.“ Also: Sicher zwanzig, wahrscheinlich dreißig Millionen, möglicherweise noch mehr Tote als Opfer eines einzigen Mannes an der Spitze des Staates.

Dichter Nebel liegt auch über der Zahl der Opfer, die Mao Tse-tungs Revolution 1949 in China forderte. Mal ist die Rede von einer Million Menschen, die hingeschlachtet wurden, mal von fünf Millionen, aber auch von 40 Millionen.

Vielen von ihnen wurden mit Stöcken und Keulen die Schädel eingeschlagen, weil man Patronen sparen wollte – eine Methode, die ein Vierteljahrhundert später in Kambodscha unter der Herrschaft des Kommunisten Pol Pot wieder angewandt wurde.

Im April 1975 eroberten die kommunistischen Roten Khmer Phnom Penh, die Hauptstadt Kambodschas. Unmittelbar darauf gingen sie daran, eine „Neue Gesellschaft“ aufzubauen und einen „Neuen Menschen“ zu schaffen.

Die Schulen wurden geschlossen, Kirchen, Pagoden und Bibliotheken zerstört, Lehrer und Intellektuelle hingerichtet, die Stadtbevölkerung aufs Land getrieben.

Dann begann die Massenausrottung – mit Hacken, mit Äxten, mit Stöcken. Kleine Kinder wurden lebend Krokodilen vorgeworfen. Der Einmarsch der vietnamesischen Armee beendete Pol Pots Mord am eigenen Volk. Mindestens zwei Millionen Menschen sind der Wahnsinnstat zum Opfer gefallen, vielleicht auch drei Millionen. Die Schädel der Ermordeten starren die Überlebenden an, aber keiner hat sie gezählt.

Josef Stalin lehrte: „Wenn ein einzelner stirbt, ist es eine Tragödie, wenn Tausende sterben, ist es Statistik.“

Die Umstände der Massenverbrechen unseres Jahrhunderts sind bekannt. Die Verantwortlichen können beim Namen genannt werden, oft weiß man sogar, wer die Henker waren – das letzte Geheimnis aber kann nicht geklärt werden: die Zahl der Toten.

Nikita Chruschtschow, als sowjetischer KP-Chef von 1953 bis 1964 Nachfolger Josef Stalins, kennzeichnete in einer Rede über die Opfer der Stalinschen Gewaltherrschaft ein gemeinsames Merkmal aller Massenverbrechen: „Niemand hat sich die Mühe gemacht, Buch zu führen.“

Und unter diesen kriminellen Händen Stalins Terror-Maschinerie, mußten viele unserer Brüder und Schwestern in menschenunwürdigen und -verachtenden Lagern arbeiten, leiden, hungern, dahinvegetieren und sterben.

(Trein, aus „Bild am Sonntag“ vom 29. 3. 87)

Die Schlacht bei Marienburg 1612

Am 16. Oktober 1612 waren es 375 Jahre seit der Schlacht bei Marienburg, in der Michael Weiß mit einem winzigen Heer dem Landesfürsten Báthory die Stirn bot. Vor dieser Schlacht von 1612 schrieb der Kronstädter Senator Thomas Chrestelschmidts an den Rat von Marienburg und an den Königsrichter von Reps, die sich als Vermittler zwischen Weiß und Báthory anboten: „Wenn das ganze Land auf uns kommen sollte, so haben wir sie zu speisen: der Pfeffer liegt in den Mörsern und Stücken; komme nur, wer da kommen will. Denn das ist gewiß, daß wir entweder ehrlich in unsern Freitüchern leben oder ehrlich sterben wollen.“

Michael Weiß starb in dieser Schlacht, aber er und seine Krieger starben nicht vergebens, wenngleich die Kronstädter eine Niederlage hinnehmen mußten. Schuld an dieser Niederlage waren nicht die mutigen Burzenländer Sachsen, sondern die Székler und Rumänen, die gleich zu Beginn der Schlacht die Flinte ins Korn warfen und flohen. So mußte sich zuletzt auch Michael Weiß zurückziehen, und als er durch die Burzen ritt, die außergerwöhnlich viel Wasser führte, stolperte sein Pferd und fiel. Weiß verteidigte sich zwar mutig, aber es war für die Verfolger in der Überzahl ein leichtes, ihn zu töten. Als sie merkten, daß der Getötete der Anführer des Heeres war, hieben sie ihm den Kopf ab und brachten ihn dem ungarischen Fürsten Gabriel Báthory, der sich in Hermannstadt aufhielt. Hier wurde das Haupt an den Pranger gestellt. Eine sächsische Magd jedoch, die früher bei Michael Weiß gedient hatte, holte das Haupt nachts herunter und brachte es heimlich nach Kronstadt, was nicht ungefährlich war. Hier wurde es feierlich im Chor der Schwarzen Kirche beigesetzt. Michael Weiß, am 13. Januar 1569 in Mediasch geboren, hatte eine Mediascherin zur Mutter; der Vater kam aus Eger, der Stadt, in der Wallenstein ermordet wurde. Beide Eltern starben früh an der Pest. Nach dem Schulbesuch in Mediasch und zwei Jahren am Jesuitenkollegium in Klausenberg kam Michael Weiß an die Hofkanzlei zu Prag, wo er sich so auszeichnete, daß Kaiser Rudolf II. ihn mit 20 Jahren schon adelte. 1590 kam er nach Kronstadt und vertrat bereits vier Jahre später die Stadt auf dem Landtag in Klausenburg und später den Fürsten in der Moldau, der Walachei und Konstantinopel. 1608 wurde er Stadthann von Kronstadt, und vier Jahre später wählte man ihn zum regierenden Stadtrichter.

Das Fürstentum Siebenbürgen lag nach der unglücklichen Schlacht von Mohács (1526) zwischen Hammer und Amboß, zwischen dem römisch-deutschen Kaiser und dem türkischen Sultan. Verschlechtert wurde die Lage der Sachsen durch den ungarischen Adel und die Székler, die ihnen Rechte und Freiheiten streitig machten, sie um ihr Hab und Gut und um die Fähigkeit beneideten, ihre Dörfer und Felder nach feindlichen Verwüstungen mit Fleiß und Geschick schnell wieder aufzubauen, und die stets glaubten, daß bei den Sachsen „immer etwas zu holen sei“. Zu allem kam, daß am 4. März 1608 der 18jährige Gabriel Báthory zum Fürsten gewählt wurde, ein Mann voller Energie und Ehrgeiz, dessen Charakterlosigkeit aber bis zum Wortbruch und Meineid reichte. Die Sachsen waren ihm ein Dorn im Auge, und er forderte von ihnen Steuern, Darlehen und Geldgeschenke. Im Jahre 1610 erschien er in Hermannstadt mit einem 20 000 Mann starken Heer, mit dem er gegen Radu Serban vorgehen und die Walachei erobern wollte. Erst ließ sich Báthory in Hermannstadt bewirten, dann forderte er die Schlüssel der Stadt und klagte die Hermannstädter vor dem Landtag des Hochverrates an, was er mit falschen Zeugen, die er zu unwahren Aussagen zwang, beweisen wollte. Er versuchte auch Michael Weiß einzuschüchtern. Hermannstadt wurde 20 Tage lang besetzt, geplündert und die Bevölkerung gequält. Dann kam Báthory mit seinem Heer ins Burzenland. Kronstadt beschenkte ihn und vereitelte dadurch einen Besuch Báthorys, der in die Walachei weiterzog und Radu Serban besiegte. Auf der Rückkehr ließen die Kronstädter seine Truppen nicht in die Stadt ein, was diese mit Plünderungen in der Umgebung quittierten. Im Mai 1611 sammelte Báthory wieder ein Heer und zog wieder nach Kronstadt, das ihm den Einlaß abermals verweigerte. Báthory wollte in die Walachei weiterziehen, Serban kam aber ins Burzenland und schlug Báthory. Bald darauf schlug ein türkisches Heer vor Kronstadt seine Lager auf. Nun wollte Báthory wieder nach Kronstadt kommen und mit den Tür-

ken zusammen die alleinstehende Stadt einnehmen. Am Weg nach Kronstadt plünderte er Mediasch; Schäßburg blieb verschont, da er sich beeilte, um rechtzeitig nach Kronstadt zu kommen. Er kam aber doch zu spät, denn Michael Weiß konnte die Türken zum Rückzug bewegen. Wütend brannte daraufhin Báthory mehrere Gemeinden nieder und verwüstete das Burzenland.

Im März 1612 kam Báthory mit seinen Truppen wieder ins Burzenland, nachdem er Michael Weiß vorher zur Übergabe der Stadt aufgefordert hatte. Außer der Honigberger Kirchenburg fielen alle Burzenländer Kirchenburgen und Gemeinden in Báthorys Hände, selbst die als uneinnehmbar geltende Törzburg.

Da bildete Michael Weiß ein Heer von Reitern und Fußknechten, das vom Feldhauptmann Gicy geführt wurde und im Kleinkrieg fast das ganze Burzenland vom Feind befreite. Kronstadt wollte sich nicht ergeben und zog am 8. Oktober 1612 dem herannahenden Feind entgegen. Das Heer, das von Michael Weiß und Gicy angeführt wurde, bestand aus rund 3 000 Soldaten und verfügte über sechs Geschütze. Báthorys Truppen wurden von Stefan Török befehligt. Am 16. Oktober hatte Gicy seine Truppen bei Marienburg aufgestellt. Da griffen Báthorys Soldaten an und trieben die ungarischen und rumänischen Söldner, aus denen das Heer von Michael Weiß hauptsächlich bestand, in die Flucht. Der Feind in der Überzahl zwang auch Michael Weiß und sein restliches Heer zum Rückzug. Die Verluste waren groß. Im Kronstädter Heer kämpften auch vierzig Studenten mit, von denen nur einer mit dem Leben davonkam.

An die Schlacht bei Marienburg und an den Tod der 39 Studenten, wie man die Kronstädter Schüler der höheren Gymnasialklassen nannte, erinnert ein Denkmal am Rande von Marienburg. Es wurde auf Anregung des Marienburger Pfarrers Johann Imrich 300 Jahre nach der Schlacht durch den Architekten Fritz Balthes errichtet und wegen andauernder Regenfälle im Oktober 1912 erst am 21. September 1913 eingeweiht. Die Einweihungszeremonie war ein eindrucksvolles siebenbürgisch-sächsisches Volksfest, an dem Tausende von Sachsen teilnahmen, an dem die Coeten aus ganz Siebenbürgen zum erstenmal vollzählig beisammen waren, ebenso wie eine ganze Reihe von Verbänden. Es fand ein Schauturnen der Kronstädter Turnerschaft statt, die die Kosten des Denkmals trug, und es wurden eine ganze Reihe von Ansprachen gehalten. Mitunter sprach der Kronstädter Bürgermeister Schnell, Pfarrer Imrich aus Marienburg und der Kronstädter Schriftsteller Heinrich Zillich, damals Student, der ein Gedicht vortrug.

Die Schlacht von Marienburg brachte eine Wende in der Situation der Sachsen. Kronstadt ergab sich nicht und bat sowohl Sultan wie Kaiser um Hilfe. Beide mahnten Báthory zur Vernunft; so wurde mit Kronstadt Frieden geschlossen, und der Stadtrat zahlte dem Fürsten 3 000 Gulden. Eine gewissermaßen endgültige Rettung vor diesem Tyrannen brachte die Wahl Gabriel Bethlens zum neuen Fürsten. Báthory floh nach Großwardein und wurde von seiner eigenen Begleitung ermordet.

Das Studentendenkmal bei Marienburg, das an die Schlacht und ihre Opfer erinnern soll, steht heute unbeachtet, vergessen und dem Verfall preisgegeben am Rand der Gemeinde, wie viele siebenbürgisch-sächsische Baudenkmäler, Kirchenburgen und weitere Zeugen unserer Kultur und Geschichte. *Christof Hannak*

Emigranten im Visier östlicher Geheimdienste

Auch Aussiedler von den Ausspähungsaktivitäten betroffen

DOD – Aus den kommunistischen Diktaturen Osteuropas hält die Massenflucht unvermindert an. Immer mehr kehren dem „sozialistischen Paradies“ den Rücken, weil sie die Prophezeiungen der kommunistischen Ideologen als Lügen entlarven und den chaotischen wirtschaftlichen Verhältnissen entfliehen wollen. Besonders bei der deutschen Bevölkerung ist der Ausreisewunsch sehr groß. Die Deutschen weichen dem fortdauernden Assimilierungsdruck. Ihnen werden grundlegende Menschenrechte versagt. Sie können sich deshalb nicht mehr mit ihrer angestammten Heimat identifizieren. Die Zahl der Aussiedler ist in der letzten Zeit erheblich angestiegen, so daß es schon zu Unterbringungsschwierigkeiten gekommen ist. Bis Ende des Jahres 1987 wird mit weiteren 20 000 Aussiedlern gerechnet.

Die kommunistischen Machthaber blicken wegen dieser Entwicklung sorgenvoll in den Westen. Die Emigration ihrer Staatsbürger in die Bundesrepublik Deutschland bereitet ihnen Kopfschmerzen. Sie befürchten, daß die „Flüchtlinge“ in irgendeiner Weise im Westen gegen das kommunistische Regime tätig werden könnten. Entsprechende Befürchtungen wurden bereits in der polnischen Presse geäußert.

Emigranten waren den kommunistischen Führern schon immer ein Dorn im Auge. Bereits 1917, als sich das bolschewistische System in Rußland einigermaßen konsolidiert hatte, erhielt der berüchtigte Staatssicherheitsdienst „Tscheka“ den Auftrag, vermeintliche „konterrevolutionäre Kräfte“ im Ausland auszuschalten. Zur Verfolgung und Liquidierung von Emigranten wurden Agenten eingesetzt. Durch Entführungen und Gewalttaten trugen sie Angst und Unsicherheit in die Reihen der Emigranten. Als bekanntes Beispiel ist der Mord an Leo Trotzki im Jahre 1940 durch einen kubanischen Agenten zu nennen.

Mit diesen Organisationen soll auch ein prokommunistisches Gegengewicht in der Bundesrepublik Deutschland geschaffen werden.

Nach den Erkenntnissen der Sicherheitsbehörden der Bundesrepublik Deutschland haben die kommunistischen Nachrichtendienste ihre Ausspähungsbemühungen gegen ehemalige Staatsbürger erheblich verstärkt. Vor allem Personen, die ohne Erlaubnis der kommunistischen Behörden das Land verlassen haben, sollen unter Drohungen zur Rückkehr gezwungen werden. Weiterhin wollen die Agenten Erkenntnisse über Aussiedler und Asylbewerber gewinnen. Die Ausforschungsbemühungen galten dem Arbeitsplatz sowie dem Bekanntenkreis. Auch erhielten die Ost-Spione den Auftrag, Trefflokale und Aufenthaltsorte geflüchteter Personen ausfindig zu machen. Wie die Geheimdienste verfahren, zeigen in letzter Zeit bekanntgewordene Fälle. So wurde ein Aussiedlerehepaar vor seiner Ausreise am Arbeitsplatz von einem „Sicherheitsbeauftragten“ bedrängt, nach der Einreise in die Bundesrepublik den polnischen Behörden über die Tätigkeit der polnischen Emigration zu berichten.

Auch sind die Übergangswohnheime bevorzugtes Ausspähungsziel der östlichen Geheimdienste. In verschiedenen Bundesländern waren diesbezügliche Aktivitäten festzustellen. Eine Aussiedlerin aus Rumänien berichtete, sie führe die schnelle Genehmigung ihres Antrages auf Reiseerlaubnis in die Bundesrepublik Deutschland darauf zurück, daß sie schon einmal früher für den rumänischen Geheimdienst gearbeitet habe. So sei sie als Hotelangestellte verpflichtet gewesen, dem „Securitate“ täglich ihre Beobachtungen im Hotel zu melden. Bei einer Reise in die Bundesrepublik Deutschland sei sie aufgefordert worden, Informationen über ein Aussiedlerlager, das sich in der Nähe ihres Reiseziels befand, zu sammeln.

Diese geheimdienstlichen Tätigkeiten stellen nach einer Entscheidung des Bundesgerichtshofes eine strafbare Handlung dar. Die Behörden der Bundesrepublik Deutschland sollten mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln gegen diese Aktivitäten der Ost-Geheimdienste vorgehen. Die Aussiedler haben ein Recht darauf, ohne Furcht in der Bundesrepublik Deutschland leben zu können.

Adolf Wolf

Statistisches

Auf dem Gebiet des ehemaligen Sachsenlandes (Königsbodens) beträgt nach der Zählung von 1910 die Zahl der Gemeinden

mit deutscher Bevölkerung	148
mit nichtdeutscher Bevölkerung	57
zusammen	205

In den deutschen Gemeinden betrug die Bevölkerung am 31. Dezember 1910

Deutsche	156 015
Rumänen	110 956
Magyaren	34 499
andere (meist Zigeuner)	13 702
zusammen	315 162

In allen Gemeinden des früheren Königsbodens betrug die Bevölkerung am 31. Dezember 1910

Deutsche	156 603
Rumänen	174 360
Magyaren	40 243
andere (meist Zigeuner)	14 958
zusammen	386 164

Außerhalb des Königsbodens liegen etwa 80 zum größeren oder geringeren Teil sächsische Gemeinden auf ehemaligem Komitatsboden, die politisch nie zum Sachsenland gehört haben. In ihnen wohnen rund 70 000 Sachsen, aber auch sie in lauter national und konfessionell gemischten Gemeinden, in denen die Zahl der Nichtdeutschen noch viel größer ist als auf dem Königsboden. Die Gesamtzahl der Sachsen beträgt 230 697 Seelen.

Die Bevölkerung Siebenbürgens betrug am 31. Dezember 1910

Rumänen	1 472 021
Magyaren	928 217
Deutsche	235 085
Slowaken	3 505
Ruthenen	859
Kroaten	523
Serben	433
andere	45 812
zusammen	2 675 355

Nach der Konfession:

reformiert	398 950
evangelisch	229 028
römisch-katholisch	375 245
uniteert	67 744
griechisch-orthodox	794 236
griechisch-katholisch	767 404
israelitisch	61 974
andere	611

Redaktionsschluß für die nächste Ausgabe – Nr. 12 – ist der 20. März 1988

Erscheinungstermin ist Pfingsten 1988. Es wird gebeten, wenn möglich Manuskripte nur mit Schreibmaschine und großem Zeilenabstand sowie einseitig einzusenden. Bitte die Beiträge pünktlich abliefern, verspätet eintreffende Sendungen können in der Regel nicht mehr berücksichtigt werden.

Eine Heimatortsmonographie von außerordentlichem Rang:

Marienburg im Burzenland

Georg Janesch, Hans Mendgen, Kurt Stephanie: Marienburg im Burzenland – Zur Geschichte der einstigen Ritterorden-Gemeinde in Siebenbürgen. Verlag E. und W. Giesecking, Bielefeld 1987. XII, 456 S. und 90 Tafeln mit über 150 Abbildungen, davon 8 farbig, Kunststoffeinband, DM 86.–.

Hier ist ein Werk zustande gekommen, das an Weite und Breite des Dargebotenen wie an Fülle der Dokumentation, aber auch an Gediegenheit der Ausstattung, die meisten – nicht nur siebenbürgischen – Heimatortsbücher übertrifft. Über Marienburg im Burzenland ist zwar unter verschiedenen Aspekten schon viel geschrieben und veröffentlicht worden, eine derart umfassende Monographie über diesen einstigen Hauptort des Burzenlandes lag bisher aber nicht vor. Die drei Verfasser haben keine Kosten gescheut, ein sehr umfangreiches Quellen- und Dokumentationsmaterial – oft mit Findigkeit und Schläue – zusammenzutragen.

Georg Janesch, dem Nachbarvater der Marienburger im Westen, der nicht nur als Autor beteiligt war, ist es vor allem zu verdanken, daß das Buch erscheinen konnte; er hat die Drucklegung durch Vorstrecken einer großen Summe aus eigener Tasche ermöglicht. Der Text stammt hauptsächlich von Kurt Stephani, der auch die ansehnliche Zahl von Tabellen, Listen, Plänen und Graphiken erarbeitete; für die über 150 Bilder und die damit verbundenen fotografischen Arbeiten zeichnet Hans Mendgen verantwortlich. Außer diesen Autoren haben noch mehrere Marienburger Beiträge geliefert.

Der Inhalt des Werks ist reich gegliedert. Das erste Kapitel befaßt sich mit Lage, Klima, Bodenverhältnissen, mit dem Gewässernetz, den Gemarkungsgrenzen und Nachbargemeinden, mit Straßen und Wegen. Im Kapitel Geschichte wird weit ausgeholt, bis es zur Gründung des „Castrum Mariae“ durch den Deutschen Ritterorden und zur Anlage des Straßendorfes kam. Sehr interessant wird die Entwicklung der ursprünglichen Dorfanlage aus Zehntschaften und deren Rekonstruktion anhand der Namenslisten aus dem 16. Jahrhundert geschildert. Ausführlich behandelt Stephani die Ansiedlung der Walachen. Auch hier werden Namenslisten der ersten rumänischen Zuwanderer vorgelegt, denen kleine Hofstellen zugewiesen wurden, als Marienburg im 17. Jahrhundert durch Kriegsverheerungen und Pestepidemien bis auf wenige Hofstellen entvölkert war. Ihre Zahl nahm rasch zu. Ein weiterer Abschnitt befaßt sich mit den Zigeunern, die es in allen Gemeinden des Burzenlandes gab.

Im dritten Kapitel geht es um Anlage und Bau der Siedlerhöfe. Drei Höfe, je ein Klein-, mittelgroßer und Groß-Bauernhof, werden geschildert und deren Bewirtschaftung eingehend untersucht. Zu den interessantesten Kapiteln gehört „Der Kirchhof“, nicht nur weil sich hier die ursprüngliche Anlage der Ordensniederlassung befand – die irrtümlich als Ritterburg bezeichnete Ruine auf dem Osthügel wird heute als Fliehburg angesehen –, sondern weil hier die Baugeschichte der Kirche samt architektonischem und künstlerischem Beiwerk gewürdigt wird. Hervorzuheben sind die ausgezeichneten Farbwiedergaben der wertvollen Altartafeln aus vorreformatorischer Zeit des „Jonas pictor Norimbergensis“. Es folgt die Beschreibung der Burgruine auf dem alleinstehenden Osthügel, belegt mit vielen, z. T. erstmalig veröffentlichten Bildern aus verschiedenen Zeitabschnitten.

Eine Fülle von Material bietet das Kapitel „Namensgeschichte“, zunächst die des Ortes selbst, dann aber vor allem die der Bewohner. Herkunft und Abwandlung der Familiennamen, dazu die Über-, Ersatz- und Spitznamen, geben Einblick auch in die Sozialstruktur des Ortes, eine Fundgrube für Genealogen. Dasselbe gilt für die Abschnitte Ahnen und Nachkommen, weltliche Führung, Richter, Notare, Pfarrer, Schule und Lehrer, Studierende, Ärzte und Apotheker, Handwerker, Kaufleute und Industrielle, die – nicht ganz überzeugend – dem Kapitel Namensgeschichte an-

gefügt werden. Auch hier ist wieder fleißige Dokumentationsarbeit geleistet worden.

Besonders gelungen ist das Kapitel über die Marienburger Akkerbauschule und die seit 1917 bestehende Saatuchtstation, mit einem vollständigen Verzeichnis der Lehrkräfte und der 1054 ehemaligen Schüler. Kurt Stephani, der selbst einst Lehrer an dieser weit über das Burzenland hinaus bekannten Institution war, hat gerade dieses Kapitel mit Sachkenntnis auch für Laien interessant gestaltet. Die „Organisation der Dorfgesellschaft“, also die Behandlung der Bruder- und Schwesternschaft sowie der Nachbarschaften, hätte man sich etwas ausführlicher gewünscht. Dagegen wird im Kapitel „Geschichtlicher Überblick“ nicht nur über den geschichtlichen Ablauf anhand der Marienburger Urkunden und über die verschiedensten Ereignisse, sondern auch über die Zahl der Hofstellen, über die Einwohnerentwicklung usw. überaus viel geboten. Die Zusammenstellung der historischen Quellen gehört sicherlich zu den wichtigsten Teilen der Monographie. Sie reicht von 1211 bis zur Deportation der arbeitsfähigen Männer und Frauen in die UdSSR im Jahre 1945, der ein eigenes Kapitel gewidmet ist. Auch hier tut sich wieder eine Fundgrube für historisch, volkskundlich, soziologisch, geistes- und zeitgeschichtlich und nicht zuletzt wirtschaftlich Interessierte auf. Zu erstaunlichen Ergebnissen kommt Stephani auch bei der Behandlung der „Maßsysteme“ und des Nachwesens. Den Schlußteil des Buches bilden Erzählungen, Erinnerungen und Erlebnisberichte, die von Marienburgern dem Buch beigegeben wurden. Sie reichen von Sagen, orts- und familiengeschichtlichen Erzählungen und Nachrichten bis zur Schilderung der Verhältnisse in den russischen Lagern. Hier fällt der spannende Fluchtbericht aus dem Donbas von Hermann Schmidt besonders auf.

Es ist nicht möglich, den Inhalt des Werkes einigermaßen erschöpfend auf knappem Raum darzulegen. Es seien aber auch einige kritische Bemerkungen angebracht. Sicherlich haftet dem Werk ein gewisser, keineswegs aber oberflächlicher Dilettantismus an, der aber durch großen Fleiß und viel Eifer wettgemacht wird. Die Wissenschaft urteile nicht zu streng darüber! Denn es gibt andererseits Beispiele dafür, wie aus handfestem Stoff ein zwar wissenschaftliches, aber ungenießbares Destillat gemacht wurde! Jedenfalls kann auch der Forscher aus diesem Werk viele Erkenntnisse schöpfen. In die zeitgeschichtlichen, also erlebten Abschnitte flicht Stephani viele persönliche Meinungen und Behauptungen ein, die durch die im Gange befindliche Dokumentation im Laufe der Zeit widerlegt oder richtiggestellt werden. Hier darauf einzugehen, würde zu weit führen. Das Schlußwort wäre – wenigstens in dieser Form – wohl besser weggeblieben. Dem großartigen und aus vielen Einzelteilen zusammengesetzten Bild der Ritterorden-Gemeinde Marienburg im Burzenland hätte ein kräftiger Schlußakkord besser gestanden als das gelegentliche Abgleiten in polemische Dissonanzen. Wir erfahren daraus aber immerhin, daß sozusagen als Nebenprodukt dieses Werkes „über 500 Mikrofilme und 3000 Ablichtungen wertvoller Urkunden“ geborgen werden konnten, die der Siebenbürgischen Bibliothek übergeben werden.

Noch ein Wort zur Ausstattung: sie ist, verglichen mit anderen Ortsmonographien, ungewöhnlich gediegen. Durchwegs auf Kunstdruckpapier gedruckt, was den vielen, über den ganzen Band verteilten Abbildungen zugute kommt, ordentlicher Satz, strapazierfähiger Einband mit Fadenheftung, so präsentiert sich dieses inhaltlich wie auch äußerlich gewichtige Werk als ein Buch, dem man große Verbreitung wünscht und das als muster-gültig für andere Ortschroniken empfohlen werden kann. Den Marienburgern herzliche Gratulation zu ihrem Heimatbuch.

Hans Meschendörfer

(Bestellungen beim obengenannten Verlag, 4800 Bielefeld 13, oder bei Georg Janesch, Nösnerland 68, 5276 Wiehl 3, Drabenderhöhe.) Aus „Siebenbürgische Zeitung“ vom 30. 6. 87 (tr.)

Impressum

„Das Tartlauer Wort“ wird im Auftrag der „9. Tartlauer Nachbarschaft“ vom Vorstand herausgegeben und ist keine Publikation im Sinne des Pressegesetzes in der Bundesrepublik Deutschland und dient ebenfalls nur zur Information eines bestimmten Personenkreises. Verantwortlich: Michael Trein, Im Feldle 22, 7180 Crailsheim, Telefon (0 79 51) 69 30. Schriftliche Beiträge bitte senden an Schriftführer Edmund Junesch, Gr. Raldweg 30, D-7100 Heilbronn, Telefon (0 71 31) 57 70 28. Versand und Kassenführer: Johann Bruss, Ulmenweg 1, D-7033 Herrenberg, Telefon (0 70 32) 3 15 49. Beitragszahlungen und Spenden an: Volksbank Herrenberg (BLZ 603 913 10), Kontonummer 17 049 008, Stichwort „Tarlauer Nachbarschaft“. Das „Tarlauer Wort“ erscheint zweimal im Jahr, zu Pfingsten und zu Weihnachten. Druck: Druckhaus Robert Kohlhammer GmbH, 7022 Leinfelden-Echterdingen.